TIN-TE-HOHN-TSE's

NATURGESCHICHTE

des weissen Sclaven.

ÜBERSETZT von REINHARDT.

Stuttgart bei Ed. Adle

Naturgeschichte

der weißen Sclaven

von

Tin—te—hohn—tse.

Aus dem Chinesischen übersetzt

und

mit 57 Illustrationen versehen

von

Carl Reinhardt.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Ade.

Druck von Alfred Müller (früher Blum & Vogel) in Stuttgart.

RBR
Jantz
#296

Einleitung des Uebersetzers.

Wurst wider Wurst! — Dieses Sprüchwort fiel mir unwillkürlich ein, als mir mein Sohn, der Seemann, das chinesische Original dieses Buches aus dem Lande der Mitte schickte.

Wir haben unsere Gelehrten und literarischen Spione schon seit Jahrhunderten nach China geschickt. Dieselben durchschlichen das Land, schrieben dann ganze Berge darüber und konnten doch am Ende weiter nichts sagen, als daß die Chinesen Zöpfe haben, Tusche machen, Thee trinken, das Pulver, den Compaß und die Buchdruckerei schon zur Zeit Mosis erfanden und sich schließlich auf den Wunsch seiner bezopften Majestät mit Vergnügen an ihre Zöpfe aufhängten. — Das war so ziemlich Alles, was wir von ihnen erfuhren. Unsere Begriffe von den Chinesen liefen stets auf ein Volk von Sclaven mit großen Zöpfen und tiefer Unwissenheit hinaus. Daß es je einem Chinesen einfallen könnte, ein Buch über uns zu schreiben, fiel uns nicht ein, und nun? — Da haben wir ein Buch, in dem uns dieser Tin—te—hohn—tse beschreibt, daß wir die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und einsehen müssen, daß wir die Chinesen und ganz das Volk der weißen Sclaven und Zöpfe sind, als welche er uns darstellt.

Es ist ein wahres Glück für die Selbstkenntniß des europäischen Publikums, daß ich mich zur Erholung mit der Entzifferung der chinesischen Buchstaben auf der Tusche beschäftigte, als ich noch ein zarter Jüngling war, in welcher Zeit ich sehr viel Tusche von meinem Vater erhielt. Ich lernte bald das Au—ching, Bö—ching, Cinch—ching und Ding—ching kennen und las mit Erstaunen auf der Tusche die Ankündigung, daß dieselbe nicht nur zum Schreiben, Haarfärben und Stiefelwichsen, sondern auch als Magenreinigungsmittel und zur Erlangung des Adels zu gebrauchen sei. Mein Erstaunen wuchs aber noch mehr, als ich vor einigen Wochen mit diesem Buch verschiedene Stücke Tusche, (als vortreffliche Stiefelwichse empfohlen) erhielt, und neben den unvermeidlichen Drachen, das Annoncenbureau von Mosse und den Hoff'schen Malzextrakt angezeigt fand. Ein Beweis, daß uns die Chinesen sehr genau kennen, was man noch mehr aus dem Werk selbst sehen wird.

Der chinesische Autor kam von Amerika nach Europa herüber und machte hier die überraschende Entdeckung, daß die Sclaverei, welche durch den amerikanischen Krieg drüben abgeschafft war, vollständig zu uns übersiedelte und nirgends in der Welt mehr gefunden werden könne, als gerade bei uns, im großen, herrlichen, freien Lande der Philosophen und gelehrten Zöpfe! — — —

Dabei zieht dieser Chinese Parallelen und macht Glossen, daß es haarsträubend ist, weil man sieht, daß er trotz seiner chinesischen Ansichten vollständig Recht hat und uns einen Spiegel vorhält, in dem wir uns nicht nur als Sclaven, sondern auch als jämmerliche Sclavenkarikaturen sehen.

Es ist komisch, in welche Classen uns Tin—te—hohn—tse eintheilt. — Er spricht von Eisensclaven, Silbersclaven, Papiersclaven, Tintesclaven, Biersclaven, Schachersclaven, Lernsclaven, Ehesclaven u. a. m. Dann be-

hauptet er, die Sclaverei sei so scharfsinnig organisirt, daß ein Sclave den anderen treiben und überwachen müsse, wobei den Sclavenhaltern die unglaubliche Dummheit ihrer Untergebenen zu statten käme, von denen immer einer den anderen zu beherrschen suche.

Findet nun der Chinese im allgemeinen Sclavenwesen, in dem wir nach seinen ganz richtigen Beobachtungen leider bis über dem Kopf stecken, große Aehnlichkeiten mit seinen heimathlichen Zuständen, so glaubt er in den höheren Classen der Gesellschaft ganz und gar seine Mandarinen mit zwei und drei Knöpfen und allen Eigenthümlichkeiten wieder zu erblicken. Die Zöpfe behauptet er, besonders bei den Beamten, noch viel größer, als in China gefunden zu haben, nur suchten sie dieselben zu verstecken, was ihnen jedoch schlecht gelänge. Das „Bambussieren" sei so gut gebräuchlich, als in seiner Heimath, und Block und Stock würden bei uns „Preßgesetze" genannt. — Wie der Adel im Nachbarlande Japan schon bei der Geburt einen Säbel zum dereinstigen Bauchaufschneiden erhalte, so bekomme er auch bei uns einen Säbel, um sich selbst den Bauch damit zusammen zu schnüren, in seinem Besitze stolz sein, und bei einer Gage von zwanzig Thalern hungern zu lernen, in welchen beiden Sachen sich der Adel hauptsächlich hervorthue. — Sehr komisch und unbegreiflich ist jedoch seine Bemerkung, daß er sein heimisches Bauchaufschlitzen, mit einem „rothen Adler vierter Classe" gleichbedeutend finden will. Wie der Mann darauf kommt, können wir nicht begreifen. — Ganz so schlimm ist das Ding denn doch nicht! — — —

Der Mann hat, wie gesagt, chinesische Ansichten und betrachtet Alles aus einem anderen Gesichtspunkte als wir. Ob aus dem richtigen? Wer kann das sagen? — Können wir uns selbst richtig beurtheilen, oder haben wir alles Urtheil über uns verloren? — — Müssen wir nicht zugestehen, daß bei uns Zustände eingetreten sind,

die geradezu gegen den gesunden Menschenverstand laufen? und würden wir unseren Gerichtsgang resp. Rechtsgang, überhaupt das, was wir Recht nennen, unser Beamtengebaren und dergleichen nicht lächerlich chinesisch finden, wenn wir sie auf einer Reise in China kennen lernten?? — —

Betrachten wir uns also einmal von der chinesischen Seite und sehen wir, in was für Classen der chinesische Beobachter die „große, herrliche, freie Nation der gelehrten Zöpfe" eintheilt.

Der Uebersetzer.

I.

Der Eisensclave und seine Abarten.
Servus bajonettum.

Der am meisten verbreitete, gefürchtete und zugleich jämmerlichste aller weißen Sclaven ist der Eisensclave, oder Blut- und Eisensclave.

In ihm liegt eigentlich die ganze Basis der weißen Sclaverei. Er ist eine wunderbare Erfindung und ein Beweis, daß sich aus dem zweibeinigen Thier ohne Federn alles Mögliche machen läßt.

Der Eisensclave existirte schon früher, aber in anderer Form. Er war nicht nur mehr mit Eisen beschlagen, als jetzt; denn er stak in einem eisernen Rock, trug eine eiserne Haube und eiserne Hosen, und führte außerdem ein großes Eisenblech, hinter dem er sich verstecken konnte, wie dies noch unsere Tigergarde führt, er wurde auch bei seinem wahren Namen — Knecht — Kriegsknecht — genannt, war aber dabei viel weniger Sclave, als der jetzige

Eisensclave, der sich in einigen Theilen dieses sonderbaren Landes einbildet, ein freier Mann zu sein, durch ein unübertrefflich scharfsinniges System aber dahin gebracht wird, daß er nicht einmal Herr seiner Gedanken ist, sondern ganz nach dem Willen seiner Aufseher und Herren denken muß.

Es war früher äußerst schwierig eine große Anzahl Eisensclaven zusammen zu bringen. Man mußte deshalb Jagd auf die jungen Männer machen; etwa wie man bei uns die Elephanten jagt, wobei einige alte abgerichtete Thiere die freien Kameraden so lange in die Mitte nehmen, bis man ihnen die Beine gebunden hat; oder man mußte sie für schweres Geld kaufen, was man „anwerben" nannte.

Da dies mühsam und theuer war, so verfiel ein kluger Kopf auf die Idee, die Menschen dahin zu bringen, daß sie jährlich zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Alter selbst kommen mußten, um sich an die Kette der Eisensclaverei schmieden zu lassen.

Es giebt keinen größeren Triumph der Klugheit, als dieses System, wonach hunderttausende von Männern sich mit dem größten Abscheu und Widerwillen von einigen wenigen Leuten in die Sclavenketten schmieden und den besten Theil ihres Lebens darin umher treiben lassen. Es ist kein Zweifel, daß das ganze System unseren chinesischen Einrichtungen abgesehen ist, durch die wir seit Jahrtausenden das Volk fügsam und ruhig erhalten. Es ist nur zum Verwundern, daß die große, herrliche, freie Nation der philosophischen und gelehrten Zöpfe die Sache noch nicht vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes betrachtet hat, von dem aus sie Alles ansehen will, dabei aber immer nach der unrechten Seite guckt. — Kommen die Eisensclaven erst einmal dahin, über sich selbst, statt über andere Sachen nachzudenken, dann muß ihnen einfallen, daß es lächerlich ist, wenn sich hundert Leute von zwei Leuten unterjochen

und zu Sclaven machen lassen, worauf sie sich nach dem Belieben dieser Zwei gegenseitig abschlachten.

Es ist bei der Beherrschung dieser Art Sclaven deshalb die größte Kunst, solche Gedanken nicht aufkommen zu lassen, oder dieselben sofort zu unterdrücken und ihre Verbreitung zu verhindern. Wie dies geschieht, und wie man die Eisensclaven dressirt, für das ganze Leben zahm und für die Mandarinen brauchbar macht, werden wir jetzt beschreiben, da uns ein Eisenmandarin werthvolle Belehrungen hierüber gab.

Wenn ein Jüngling der großen, herrlichen, freien Nation der philosophischen und gelehrten Zöpfe das zwanzigste Lebensjahr erreichte, hat er gewöhnlich auch die Lehrzeit der Kaste überstanden, für welche er bestimmt ist. Ginge es nun nach seinem Willen, so würde er wahrscheinlich in die weite Welt hinauswandern, viele Völker sehen, viel lernen und dabei so selbstständig werden, daß es später für die Mandarinen ein schweres Stück Arbeit wäre, mit ihm auszukommen und über ihn zu herrschen.

Dies haben auch unsere Gesetzgeber schon vor Jahrtausenden eingesehen und unserem Volk deshalb bei Todesstrafe das Reisen in fremde Länder verboten. So lange dieses Gesetz gehalten wurde, blieb das chinesische Volk ein gutes, lenksames. — Jetzt ist es anders — man hat dort Rebellen. — Alles Folge fremder Einflüsse.

Der Zeitpunkt, in welchem der Mensch zum Eisensclaven gezogen wird, ist äußerst scharfsinnig gewählt. Der Mensch steht mit dem zwanzigsten Jahre in Europa auf einem Wendepunkt, wo sich die geistigen und körperlichen Kräfte bestimmt zu bilden beginnen. — Er hat gerade so viel gelernt, daß er anfangen kann, etwas Tüchtiges zu lernen, um vollkommen sicher und selbstständig zu werden. — Das Denken beginnt und der Verstand erwacht. — Dies Alles muß aber verhindert werden, wenn der Mensch ein guter Sclave,

oder wie man im großen, herrlichen, freien Lande der philosophischen und gelehrten Zöpfe sagt: „Unterthan“ werden soll.

Da dieses weiße Volk von Natur aus eine große Selbstsucht besitzt und in diesem angebornen Egoismus sehr geneigt ist, die Erträgnisse seines Handels und seiner Gewerbe nur für sich zu verwenden, ohne daran zu denken, daß den geheiligten Mandarinen von Gott und Rechts wegen wenigstens die Hälfte alles Einkommens gehört, damit sie ihrem Stande gemäß leben können, so ist es höchst nöthig, das junge Volk durch die Eisensclaverei physisch und moralisch so zu bearbeiten, daß es für zeitlebens die Begriffe von Selbstständigkeit und Freiheit vergißt und für alle anderen Sclavenbranchen tauglich wird.

Man läßt deshalb den jungen Sclaven ruhig bis zum zwanzigsten Jahre heranwachsen, verhindert ihn jedoch drei bis vier Jahre vorher über die Grenzen und besonders über das Wasser zu gehen. Man macht ihm weis, daß er eine Pflicht gegen „das Vaterland“ habe, die darin bestehe, daß er in eine bunte Jacke kriecht, sein Geschäft liegen läßt, auf verschiedenen Ecken und vor verschiedenen Thüren Schildwacht steht, dabei Nase und Ohren erfriert, schwarzes Brod ißt, sich täglich in Staub und Hitze herumjagen läßt, und sich endlich für eine Sache, die ihn oft gar nichts angeht, zum Krüppel oder todt schießen läßt, oder auch Andere todt schießt. — Dies ist ungefähr der Inbegriff dessen, was man unter der „Pflicht gegen das Vaterland“ versteht und weshalb jeder junge Mann der großen, herrlichen, freien Nation der philosophischen und gelehrten Zöpfe nicht eher aus dem Lande darf, als bis er zum Eisensclaven dressirt ist.

Diese bewundernswerthe Dressur beginnt damit, daß er sich selbst, und ohne mit Gewalt geholt zu werden, auf den Sclavenmarkt begiebt. Dies ist die erste und zugleich sehr wichtige moralische

Sclavenkette, die man ihm anlegt, und die ihn mit dem Umstand bekannt macht, daß alle Phrasen von Freiheit und Unabhängigkeit, von welcher Dichter und Preßjuden faseln, nur in deren Hirn existiren.

Er muß selbst kommen, um seinen Nacken unter das Joch zu beugen!!!

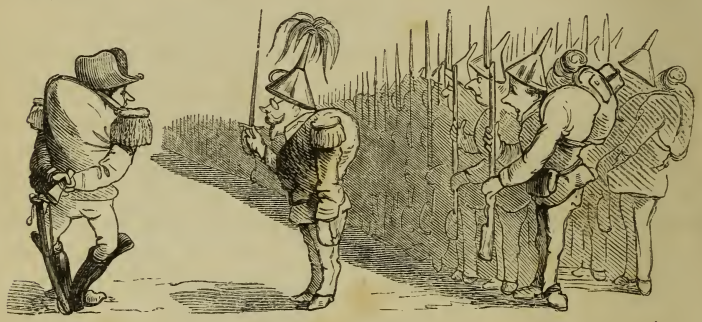
Das ist der erste Schritt zur lebenslänglichen Sclaverei. Das erste Glied der Kette, an die dann Glied um Glied geschmiedet wird, bis sie unzerreißbar fest hält.

Die Sclaven kommen herdenweis aus allen Theilen des Landes auf dem Sclavenmarkt zusammen, wo sie untersucht werden. — Es wird nämlich für höchst nöthig erachtet, daß dieselben vollkommen gesund und gerade gewachsen sind, sonst taugen sie nicht zum Verlieren der Arme oder Beine, oder gar zum Todtschießen.

Sie müssen sich nun nackt ausziehen, worauf die Sclavendoctoren ihnen in den Mund sehen, sie die Zunge herausstrecken lassen, ihnen auf die Brust und den Bauch klopfen und die Arme und Beine ziehen und biegen. Wer ohne Fehler befunden wird, den trägt man sofort in die Sclavenliste ein. Er ist zur Sclaverei tauglich, und nur Diejenigen verlassen als freie Leute den Sclavenmarkt, welche bucklig, lahm, krummbeinig, schief, einäugig, schielig oder sonst wie verkrüppelt und zu noch weiterem Verkrüppeln untaugbar sind. Das sind die einzigen wirklich freien Männer dieses närrischen Landes. — Wenigstens sind sie frei von der Eisensclaverei, denn in eine der vielen anderen verfallen sie doch meistens. — Diese von der Natur scheinbar vernachlässigten Leute bekommen dadurch, daß sie der Grundsclaverei entgehen und ihre Zeit frei verwenden können, in der Regel ein Uebergewicht über ihre geraden Landsleute, und da dieses Volk zu dumm und insolent ist, um seine Kinder zum allgemeinen Widerstand gegen die Eisensclaverei zu erziehen, so dankt es Gott, wenn die Söhne bucklig und lahm werden,

weil dies gleichbedeutend mit frei ist. Von dem stillen Wunsch, die Söhne als Krüppel zu sehen, wird es bald zu dem Versuch kommen, sie dazu zu machen. Die Aerzte werden sich auf diese Kunst legen, und in hundert Jahren ist vielleicht der ganze männliche Theil der großen, herrlichen Nation bucklig und krummbeinig.

Kommt es wirklich dahin, so glauben wir dennoch nicht an das Aufhören der Eisensclaverei. Dieselbe hängt zu sehr mit dem Bestehen der Mandarinenkaste zusammen, als daß man sie aufgeben könnte. Wir werden dann das wunderbare Schauspiel buckliger und krummbeiniger Regimenter, diese als Cavalerie, sehen und die wenigen geraden Leute wird man, der Gleichheit wegen, als untauglich zurückstellen.



Ist der junge Mann in die Sclavenliste eingetragen, so muß er nach einiger Zeit in der Sclavenbaracke erscheinen, wo man ihn standesgemäß herrichtet, um ihn dann zur Dressur abzugeben.

Vor allen Dingen werden die Jünglinge geschoren, um ihnen zu zeigen, daß nicht einmal ihre Haare ihr Eigenthum sind. — Trugen sie früher ungebundene, zopfähnliche Locken, so macht man eine Stiefelbürste aus ihrem Haupte und läßt nur bei den Ohren zwei kleine Zöpfe stehen.

Dann wird die geschorene Herde in die Sclavenjacke gesteckt, was nach dem Princip geschieht, daß man den größten Sclaven die kleinsten Jacken und den kleinsten die größten giebt. — Darin liegt wiederum eine scharfsinnige Einrichtung, weil durch den ungemein lächerlichen Anblick, den die jungen Sclaven so bieten, diese dazu getrieben werden, sich den älteren Leidensgefährten bald so ähnlich als möglich zu machen.

Sind sie endlich in die Kleidung eingepaßt, so sagt man ihnen, daß sie stolz darauf sein müssen und daß es eine große Ehre ist, in einem solchen bunten Rock umherzugehen. Wagt ein Eisensclave dies nur im mindesten zu bezweifeln oder sagt, daß ihm die Jacke nicht gefällt, daß er nur ungern darin steckt, dann steckt man ihn so lange in einen finsteren Kasten und giebt ihm Wasser und Schwarzbrod, bis er vom Gegentheil überzeugt ist.

„Im Kasten" liegt überhaupt die ganze Doctrin, sowie alle Beweisführung der Eisensclaverei.

Es ist nicht leicht, den jungen Leuten die Meinung beizubringen, daß ihre Sclavenjacke besser sei, als alle anderen Jacken. Die Klügeren aus den Städten schweigen und sind durchaus nicht davon zu überzeugen. Die beschränkten Köpfe vom Lande bringt man eher zu dem Glauben an die Heiligkeit der bunten Jacke. Um ihrem Fassungsvermögen zu Hilfe zu kommen, druckt man kleine Bücher, aus denen sie Alles, was nicht zur Eisensclaverei gehört, verachten lernen. Diese Bücher sind das Beste, was die Literatur der großen, herrlichen, freien Nation der philosophischen und gelehrten Zöpfe auf-

weisen kann. — Es sind echte Volksbücher und sogar im Dialect der verschiedenen Provinzen geschrieben. Ihr Inhalt ist gewöhnlich in Fragen und Antworten eingetheilt. Es heißt etwa:

Was muaß der Sclave ha'n?
Der Sclave muaß Stolz ha'n!
Auf was muaß der Sclave Stolz ha'n?
Auf seine Jacke muaß er Stolz ha'n. --

Hat man den Sclaven so weit gebracht, daß ihm seine Jacke gefällt, so ist der erste Schritt zu seiner Zähmung gethan. Nun macht man ihm weis, daß er viel höher stehe, als die Menschheit ohne bunte Jacken. Man bringt ihn dahin, daß er die übrigen Menschen verachtet und glaubt, sie seien nur seinetwegen auf der Welt. Hat der Sclave nicht viel Verstand, so kommt er bald dahin, sich für den Herrn der Leute ohne bunte Jacken zu halten und sie als seine Feinde zu betrachten, weil sie nicht Alles für ihn hergeben, was sie besitzen. Ist der Eisensclave auf diesem Standpunkt angelangt, dann kann man ihn zu Allem verwenden, was man nur mit ihm anfangen will.

Damit nun jeder Mensch den Eisensclaven sofort erkennt, muß er stets in der bunten Jacke gehen und sogar darin schlafen. Auch muß er Tag und Nacht ein „großes Messer" an seiner Seite tragen, damit er jeden Augenblick beweisen kann, daß er zu den Herren des Landes gehört. Wer dies bezweifelt, dem kann er ein Ohr oder eine Hand abhauen, ohne daß ein Hahn danach kräht.

Man darf aber ja nicht glauben, daß es ihm bei solchen Vortheilen zu gut geht.

In der Zeit, wo er dressirt wird, hat er es eben so schlecht, ja noch schlechter, als die Hunde, die man zur Jagd abrichtet.

Sobald er in die Sclavenbaracke eingesperrt ist, kommt er unter die Sclavenvögte, von denen er eine ganze Menge über sich hat, deren einer immer schlimmer als der andere ist.

Sein nächster Vogt ist der Good—verd—amm—ich, servus decurio, der ihn lehren muß, was rechts und links ist, wie er nach dem Tam—tam gehen und wie er sein Eisen geradeaus oder schief, oder steif vor sich hin halten muß, wenn ein Obervogt bei ihm vorbei geht.

Der Good—verd—amm—ich bleibt gewöhnlich für zeitlebens Eisensclave, weil er weiter nichts gelernt hat. Er ist in der Regel vom Dorfe und hat als servus communis ganz besonderes Talent zur Sclaverei gezeigt. Man macht ihn deshalb zum untersten Vogt und verwendet ihn zum Dressiren der neuen Sclaven.

Seine Hauptwissenschaft muß in der Kenntniß aller Flüche und Schimpfnamen bestehen, welche im Lande gangbar sind. Kann er einige neue dazu erfinden, so ist sein Ruhm gesichert.

Da er sich im Stillen ärgert, daß er sonst nichts gelernt hat, als was er zur Sclavendressur braucht, so haßt er gebildete, gut erzogene und intelligente Leute ganz besonders und übt seine Wuth an ihnen aus, sobald sie in seine Hände fallen. Da er sehr gut

weiß, wie tief er ohne seine Jacke unter ihnen stehen würde, so läßt er sie seine ganze Macht fühlen und sucht sie dahin zu bringen, daß sie einen schiefen Mund ziehen oder murren, wenn er sie Ochsen, Millionenhunde oder dergleichen nennt. Stehen sie bei solcher Anrede nicht wie ein Stück Holz, so zeigt er es dem servus secundus an, der es dem servus primus, und dieser so fort bis zum servus major, anzeigt, worauf sie in den Kasten gesteckt und zahm gemacht werden.

Hat man dem Sclaven auf diese Art Geduld beigebracht und ihn unter allen Verhältnissen ruhig stehen gelehrt, wobei es eine Hauptsache ist, daß er die kleinen Finger beider Hände unverrückt an der Hosennaht festhält, so beginnt man mit dem „Gehenlernen".

Dies ist von ungeheurer Wichtigkeit, denn es gehört zu den Hauptvergnügungen der Obermandarinen, zweitausend Sclaven in dem Tempo einer Dreschmaschine oder Oelstampfe daher kommen zu sehen, ja, es giebt in diesem sonderbaren Lande Leute, welche der festen Meinung sind, daß die höchste Spitze menschlichen Strebens darin besteht, zweitausend Sclaven in einer Secunde das linke und in der andern das rechte Bein heben und mit einem Krach auf den Boden setzen zu lassen, wobei alle Beine in einer Reihe, etwa wie bei uns die angereihten Froschschenkel stehen müssen.

Dieser Zustand höchster menschlicher Vollkommenheit ist sehr schwer zu erreichen und kostet den Good—verd—amm—ichs entsetzlich viel Mühe und Flüche.

Die Sclaven, welche gehen lernen sollen, werden im Hofe der Sclavenbaracke wie Pfähle nebeneinander aufgestellt, und zwar womöglich an einem Ort, wo die Sonne recht hin brennt, oder wo es im Winter recht zieht, damit ihnen die Sache nicht zu leicht wird.

Hat sie der Good—verd—amm—ich, der sie das Gehen lehren soll, ein Weilchen schwitzen oder frieren lassen und ihnen dadurch ihren Standpunkt, als Sclaven, klar gemacht, so giebt er Jedem einen Stoß vor den Bauch, damit er vorn so weit wie möglich überhängt. — Kann der Sclave eine Viertelstunde so stehen, ohne auf die Nase zu fallen, dann muß er ein Bein plötzlich und gewaltsam geradeaus strecken, als wollte er es aus dem Leibe werfen, den Fuß muß er dabei so halten, als wollte er den Stiefel von sich schleudern, worauf er mit einem lauten „Klapp" auf die Stiefelsohle fällt und dabei wieder vorn überhängend, dasselbe mit dem anderen Beine macht.

Der Good—verd—amm—ich geht mit einem Zollstock und einer Uhr nebenher und sorgt dafür, daß ein Schritt so lang wie der andere wird, und daß der Sclave in der Minute genau so viel Schritte macht, wie es für das Wohl des Vaterlandes erforderlich ist, und wie sie bei feierlichen Gelegenheiten gemacht werden müssen, um die Zufriedenheit der Obermandarinen zu erlangen, denn in den großen Schlachten, welche die weißen Barbaren kürzlich gegen einander schlugen, lief Jeder wie er Lust hatte und focht doch heldenmüthig ohne Stechschritt. —

Es ist ein ungemein komischer Anblick, diese Sclaven wie die schiefen Thürme von Pisa stehen und sie plötzlich ein Bein herausschlenkern zu sehen, als wollten sie mit der Fußspitze Jemand ein Loch in den Bauch stechen. Der Schritt, den sie auf solche Art machen, wird deshalb auch spaßhafter Weise „der Stechschritt" genannt.

Hat der Sclave auf die einzig richtige Art gehen gelernt, in der sich ein Mensch fortbewegen kann, so lehrt man ihn sehen, das heißt, dahin und das sehen, was er eben gerade sehen soll. — Nicht mehr und nicht weniger.

Bei dieser Lection wird er wie vorher aufgestellt. Obgleich man erwartet, daß er von selbst seinen Blick geradeaus, oder nach dem Himmel richten sollte, thut er dies doch nicht immer, weshalb dann ein Good—verd—amm—ich oder ein Servus secundus das Wort Tach—tung mit schnarrender Stimme, möglichst durch die Nase ruft.

In diesem Wort muß eine Art Elektricität liegen, denn es ist fast komisch die Wirkung desselben zu sehen, die ganz der einer galvanischen Batterie gleicht. Sobald die Sclaven das Wort Tach—tung hören, kriegen alle ihre Glieder einen Riß. Die Beine klappen an einander, der Körper streckt sich und die Arme schnappen an die Seite. Jeder kleine Finger liegt krampfhaft an der Hosennaht und nur die Augen gehen in den steifen Köpfen noch hin und her.

O! Es muß ein wunderbarer Mann gewesen sein, der dieses scharfsinnige Sclavenbildungssystem erfand, wodurch es einem so kleinen Wort möglich ist, tausende von jungen lebendigen Leuten in einer Secunde zu einer Reihe von Zaunpfählen umzuwandeln, sie damit stunden-, ja tagelang in Hitze, Sturm, Regen und Schnee unbeweglich festzubannen und dann durch ein anderes kleines Wort nach irgend einer beliebigen Seite hin, ja selbst in ein tiefes Wasser fortrücken zu lassen. — Heil! Dreimal Heil! jenem großen Geist, der diesen Triumph menschlichen Verstandes über die rohe Kraft und den freien Willen der großen Masse herbeiführte. Dem es so gelang, den Sclaven eine Furcht vor einer Macht einzuimpfen, die in Wirklichkeit gar nicht existirt. Der durch diese Furcht den Fortbestand und die Möglichkeit des ganzen Sclavensystems begründete, und dadurch bewies, wie lächerlich sich einige Li—te—rat—en der großen, herrlichen, freien Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe machten, wenn sie Phrasen anbrachten, die etwa lauteten:

„Der Mensch ist frei und wär er in Ketten geboren."

Welcher Unsinn ist dies allem dem gegenüber, was man in diesem sonderbaren Lande jeden Tag vor Augen sieht und hört, so daß es richtiger heißen müßte:

„Der Mensch ist Sclav und wär er mit Flügeln geboren."

Ja, das kleine Wort Tach—tung ist eine gewaltige Zauberformel, welche die Sclaven in Steinbilder verwandelt, an denen sich nur noch die Augen bewegen. — Aber auch dafür giebt es eine Zauberformel, denn sobald ein Vogt die Worte Au—gen—grad'— aus schnarrt, stehen auch diese still und starren vor sich hin, wie unsere Pagoden in den Tempeln.

Kommandirt der Vogt dann Au—gen—links oder Au—gen—rechts, so fahren alle Köpfe und Augen mit einem hörbaren Ruck nach der befohlenen Seite.

Auf diese Art lernen die Sclaven sehen, was sie sehen sollen.

Was das Sprechen betrifft, so kostet es unendliche Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie es möglichst verlernen. Da dies aber eine fast unerreichbare Aufgabe ist, so hat es jener staunenswerthe Geist wenigstens dahin gebracht, die ganze Sprache der Sclaven nur in ein einziges Wort zu concentriren und dieses Wort heißt „zu—be—fehl." Zu—be—fehl! ist Alles, was der Eisensclave sagen darf, ohne in den Kasten gesteckt zu werden.

O! Ich möchte wieder eine Lobhymne auf den Erfinder des Systems singen; denn das Wort, welches der Sclave immer hört, Tach—tung, und das, welches er nur sagen darf, zu—be—fehl, sind eine Erfindung, die eben so groß dasteht, wie der pythagoräische Lehrsatz und haben auch eine ganz gleiche Auflösung. — Tach—tung sind die beiden Katheten,*) welche die Front der Hypotenuse begrenzen, für die das Wort zu—be—fehl gilt. — Das Quadrat der beiden Katheten ist gleich dem Quadrat der Hypotenuse. — Das Quadrat von Tach—tung ist ganz gleich dem von zu—be—fehl. Ist diese Aehnlichkeit nicht wunderbar und liegt in diesen beiden

*) Ob der Chinese hiemit eine Anspielung auf Cadetten beabsichtigte, ist uns nicht ganz klar. D. Uebers.

Worten nicht die ganze Mathematik der Eisensclaverei und ihrer Folgen?

(Der Uebersetzer kann sich hier nicht enthalten, zu bemerken, daß Tin—te—hohn—tse uns mit gar zu chinesischen Augen und Begriffen betrachtet hat. — In solchem Lichte wird ein europäischer Naturforscher die Sache schwerlich sehen.)

Ist der Sclave so weit dressirt, daß er geradeaus gehen und nach drei Seiten hin sehen kann, so lehrt man ihn, sich auf einem Absatz nach verschiedenen Zauberformeln herumdrehen. Dann giebt man ihm den Spieß in die Hand, lehrt ihn damit Kunststücke machen und läßt ihn dann denselben unausgesetzt putzen.

Dieses so unscheinbare „Putzen" ist nun abermals eins der scharfsinnigsten Mittel zur Zähmung der Sclaven. Es beschäftigt sie jeden Augenblick, den sie etwa zum Nachdenken benutzen könnten. Es trägt aber auch das Meiste zur Gewinnung von Schlachten bei. Ja, die alten, erfahrenen Kriegsobersten sind der Meinung, daß nächst dem Stechschritt nur die blank geputzten Knöpfe eine Armee unbesiegbar machen. Ohne blanke Knöpfe wäre das Vaterland verloren, denn der Glanz, den die Sonne auf dem Schlachtfelde darauf hervorruft, blendet und erschreckt die Feinde so sehr, daß sie ihn nicht ertragen können und mit geschlossenen Augen fechten müssen. Deshalb nur sind die alten Kriegsmandarinen so erpicht auf „das Putzen" und lassen so viel blanke Knöpfe, Schnallen, Schildchen, Spitzen und Ringe an den Eisensclaven anbringen, als nur möglich ist.

Dieses Mittel, die Feinde zu erschrecken oder zu blenden, ist übrigens, wie Alles bei diesem Volk, uns Chinesen abgesehen und eine Uebersetzung unserer Tigergarde.

Zu welchem Zweck sonst kleiden wir unsere Kriegssclaven in Uniformen, die wie Tigerfelle bemalt sind, an denen sich Ohren und

ein Schwanz befinden? Weshalb haben sie Schilde, worauf fürchterliche Gesichter gemalt sind, die schon allein die Barbaren mit Entsetzen erfüllen? — Wenn es in diesen europäischen Sclavenstaaten Tiger gäbe, so würde man den Eisensclaven gewiß lange Ohren und Schwänze anheften und sie als Herden Tiger auf allen Vieren kriechen lassen, um die Feinde zu erschrecken. — Im Frieden müßten sie dann um die Häuser der Mandarinen kriechen und dieselben bewachen, was sich viel schöner machen würde, als jetzt, wo sie wie Pfähle an den Ecken umher stehen.

Dieses Stehen vor den Hausthüren und an verschiedenen Plätzen gehört zu den merkwürdigsten, unbegreiflichsten Eigenthümlichkeiten dieses Landes. — Ueberall, wo man hinkommt, sieht man Eisensclaven mit ihren Spießen auf einem Fleck stundenlang hin und her gehen, oder auf etwas warten, was niemals kommt. Tag und Nacht steht ein solcher Sclave an einem solchen Platz, um ein kleines Bretterhäuschen zu bewachen. Man kann sich noch so sehr umsehen und nachdenken, um eine andere Ursache zu entdecken, wegen welcher der Sclave dasteht, man findet meistens keine und kommt auf den Gedanken, daß es nur zum Zeitvertreib der Sclaven geschieht, die sonst am Ende „nachdenken" könnten, was man ihnen auf keinen Fall gestatten darf.

Da sich nun das „Nachdenken" bei dieser großen, herrlichen, freien Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe nicht ganz verhindern oder ausrotten läßt, so handelt es sich darum, die Sclaven wenigstens dahin zu bringen, daß sie ihre Gedanken nicht auszusprechen wagen.

Es war deshalb einer der klügsten Einfälle des Erfinders dieses herrlichen Systems, die Sclaven gegen einander mißtrauisch zu machen und es dahin zu bringen, daß einer von dem andern verrathen zu werden fürchtet und sich wohl hütet, irgend ein Wort zu

sprechen, das gegen die Sclaverei gerichtet ist, seine Unzufriedenheit auszudrücken, oder gar die Idee zu äußern, daß die Sclaverei nicht zu existiren brauchte, wenn sie die Sclaven nicht selbst aufrecht erhielten.

Wenn ein Sclave eine solche Idee ausspräche, und dies zu Ohren der Vögte käme, dann wäre er verloren. Was mit einem solchen Verwegenen geschähe, kann nur der sagen, der mit den innersten Geheimnissen der Eisensclavengerechtigkeit bekannt ist.

Diese Gerechtigkeit ist das Wunderbarste, was es in der Art giebt. Sie stammt offenbar aus dem Reich der Mitte und ist ganz und gar chinesisch, wie man aus einigen Beispielen sehen wird, die uns ein Eisensclave mitgetheilt hat.

Wenn einem gemeinen Sclaven z. B. eine Naht seiner Jacke beim Exerzieren aufplatzt und der servus major sieht es, so wird der Sclave drei Tage bei Wasser und Brod in den Kasten gesteckt. Weshalb? erfährt er erst, wenn er herauskommt, wo er dann seine Schuldlosigkeit beweisen kann. Ist diese bewiesen, so werden die drei Tage als nicht vorhanden erklärt und der Sclave hat sein „Recht."

So geht es jedesmal. Der Sclave wird erst eingesperrt und kann nach Verbüßung der Strafe Gerechtigkeit erlangen.

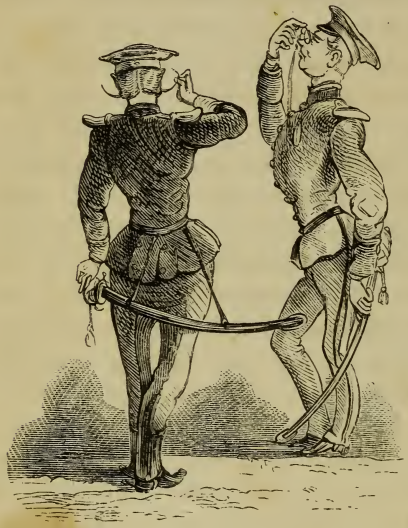
Eine herrliche Einrichtung ist die, daß die Gerechtigkeit von untenauf geübt wird, d. h., daß die unteren Sclaven zuerst ihr „Recht" erhalten.

Es hat z. B. ein Schneider einen Sohn, der die Kunst des Rechtes studiert, um einst ein Mandarin zu werden. Der Schneider macht einem servus secundus verschiedene bunte Jacken, wofür ihm dieser das Geld schuldig bleibt (was nur sehr selten vorkommt). Der Sohn muß indessen Eisensclave werden (um seine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen). Der servus secundus trifft ihn in einer Gesellschaft, und da es eine große Schande für einen servus

secundus ist, mit einem servus communis irgend wo anders, als in der Sclavenbaracke zusammenzutreffen, so setzt er seinen Nasenzwicker auf, betrachtet den servus communis mit Erstaunen und Verachtung und fragt die Dame des Hauses:

„Was macht dieser Lump hier?"

Der servus communis entgegnet, „daß noch mehr Lumpen da seien, die nicht einmal ihre Jacken bezahlt hätten."



Servus secundus fragt, ob er damit gemeint sei und da servus communis antwortet, er wolle in den Büchern seines Vaters nachsehen, so sagt servus secundus: äääh und wendet ihm den Rücken. Am nächsten Tag verklagt servus communis den servus secundus bei der Göttin der Eisengerechtigkeit, weil er ihn einen Lump genannt. Servus secundus verklagt ihn wieder auf dasselbe und da die Gerechtigkeit von unten anfängt, so wird servus communis zuerst behandelt und erhält dafür, daß er angedeutet hat, servus secundus sei ein Lump, ein Jahr lang Anstellung bei den Strafsclaven, wo er im landwirthschaftlichen Fach unterrichtet wird und Holzsägen, Sandfahren und Düngergruben ausräumen lernt. — Hat er ein Jahr lang diesen Cursus durchgemacht, so kann er nun seine Klage gegen den servus secundus anbringen.

Dieser hat indessen dem Vater des servus communis bezahlt, was er ihm schuldig war. Dadurch zeigt sich, daß servus communis ein frecher Lügner ist, er wird wiederum zwei Monate bei Wasser und Brod in den Kasten gesperrt und erhält so sein „Recht".

Die große, herrliche, freie Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe hat sehr schöne Bilder von ihren Göttern. Die Göttin der Gerechtigkeit wird dort als ein Frauenzimmer abgebildet, weil die Frauenzimmer dieser Nation regelmäßig in großen Versammlungen zusammenkommen, wo bei einem schwarzen Getränk, in welches sie Milch und Zucker thun, Gericht gehalten und das Urtheil über Weiber und Männer gesprochen wird. Die Göttin der Gerechtigkeit hält in der einen Hand ein Schwert und in der anderen eine Wage, wohinein die Partheien ihr Geld legen. Wer am meisten hineinlegt, wiegt schwerer und gewinnt den Prozeß. Damit die Göttin dies aber nicht sieht, sind ihr die Augen verbunden.

Dies ist die Göttin der Civilgerechtigkeit.

Die Göttin der Militärgerechtigkeit hat keine Wage, sondern zwei Schwerter. Bei ihr braucht nichts abgewogen zu werden. Es wird nur zugeschlagen.

Da in diesem Lande jeder gerade Mann Eisensclave werden muß, so müssen auch die Stud—enten, welche später Mandarinen zu werden gedenken, in die Sclaverei. Sie haben jedoch das Vorrecht, freiwillig in die Sclavenjacke zu kriechen, müssen deshalb aber ein schweres Examen bestehen, worauf sie nur ein Jahr darin zu bleiben brauchen.

In diesem Examen werden ihnen Fragen vorgelegt, deren Beantwortung eine große Gelehrsamkeit erfordert und welche sich alle auf die Eisensclaverei beziehen.

Sie müssen z. B. sagen können, wie hoch die Berge im Monde sind, und wie sie heißen.

Dann müssen sie wissen, aus was das Schießpulver gemacht wird.

Was schwerer ist, ein Pfund Blei oder ein Pfund Federn.

Wie viel Hausnummern Peking hat.

Wie viel Eier ein Krokodill legt.

Wie der Maulwurf zu Schanzarbeiten zu verwenden sei.

Was für Einfluß es auf die Kriegsflotte haben würde, wenn der Mond in das schwarze Meer fiele u. s. w.

Dazu ist es unumgänglich nothwendig, daß die freiwilligen Sclaven, servi voluntarii, lateinisch sprechen, im Fall die Römer einmal wieder das Land der philosophischen Zöpfe unterjochen wollen, was sehr wahrscheinlich ist.

Die freiwilligen Eisensclaven sind noch viel schlechter daran, als die gezwungenen; denn nicht nur die Good—verd—amm—ichs, unter deren Knute sie zunächst stehen, maltraitiren sie auf das Schlimmste, um ihnen zu beweisen, daß ihre Gelehrsamkeit gar nichts werth ist, auch die Obervögte, besonders servus secundus, thun alles Mögliche, um ihnen klar zu machen, daß sie nur gemeine Sclaven sind. Die geringste Anspielung auf ihre Gelehrsamkeit bringt ihnen solche Plagen, daß sie sich gern so dumm als möglich stellen, um nur mit heiler Haut über das Sclavenjahr wegzukommen.

Am meisten ärgert sich der servus secundus über sie, besonders wenn sie viel Silberlinge in der Tasche haben und Mandarinenwein trinken, wobei er von Weitem zusehen muß, da seine Silberlinge nur zu dünnem Thee langen.

Die freiwilligen Sclaven bilden sich in den ersten Tagen, in denen sie die Sclavenjacke tragen, immer noch ein, daß sie etwas Besseres als die anderen Sclaven sind. Sie gehen sehr stolz und aufgeblasen in der Stadt umher, strecken die Brust heraus und

werfen den jungen Damen herausfordernde Blicke zu, weil sie glauben, daß sie in der bunten Jacke unwiderstehlich sind. — In dieser Zeit lassen sie auch noch etwas von ihrer Gelehrsamkeit merken. Ja, ein solcher freiwilliger Sclave wagte sogar im zweiten Jahre der großen Einigkeit die Bemerkung, daß es unter den Vögten viele gäbe, die nicht so gelehrt seien, wie die servi voluntarii. Dies hörte ein servus secundus, zeigte die frevelhaften Worte an und der servus voluntarius ward zwei Monate bei Wasser und Brod eingesperrt, wodurch die Sclavenvögte ihre Intelligenz bewiesen und glänzend gerechtfertigt waren.

Wenn der gemeine Eisensclave dem Obereisenmandarinen, oder gar dem Sohne der Sonne und Bruder des Mondes etwas zu sagen hat, so darf er dies durchaus nicht direct thun. Dies wäre den Sclavengesetzen zuwider und ein Verbrechen, welches mit unendlichem Kasten oder gar landwirthschaftlichem Unterricht bestraft würde. — Er muß sich an den servus instructor cohortis wenden, der auch pater cohortis genannt wird. Dieser meldet es dem servus centurio, der es dem servus major, sowie dieser dem servus tribunus meldet. Dieser sagt es dem servus praefectus oder sagt gar nichts und die Sache ist gut.

Will der servus praefectus eine Mittheilung an den servus communis nach unten gelangen lassen, so bedient er sich dazu der Telegraphenleitung, die über verschiedene Stationen bis zum untersten Sclaven hinab geht.

Eine solche Depesche kommt aber bei Station 9 gewöhnlich ganz anders an, als sie bei Station 1 abgegeben wurde.

Es hat z. B. zum Wohle des Vaterlandes ein allgemeines Knopfputzen stattgefunden, worauf die Cohorten mehrere Stunden lang mit den Beinen nach dem Tam—tam strampelten.

Darüber giebt die Station Nr. 1, praefectus, folgendes Telegramm an Nr. 2 ab:

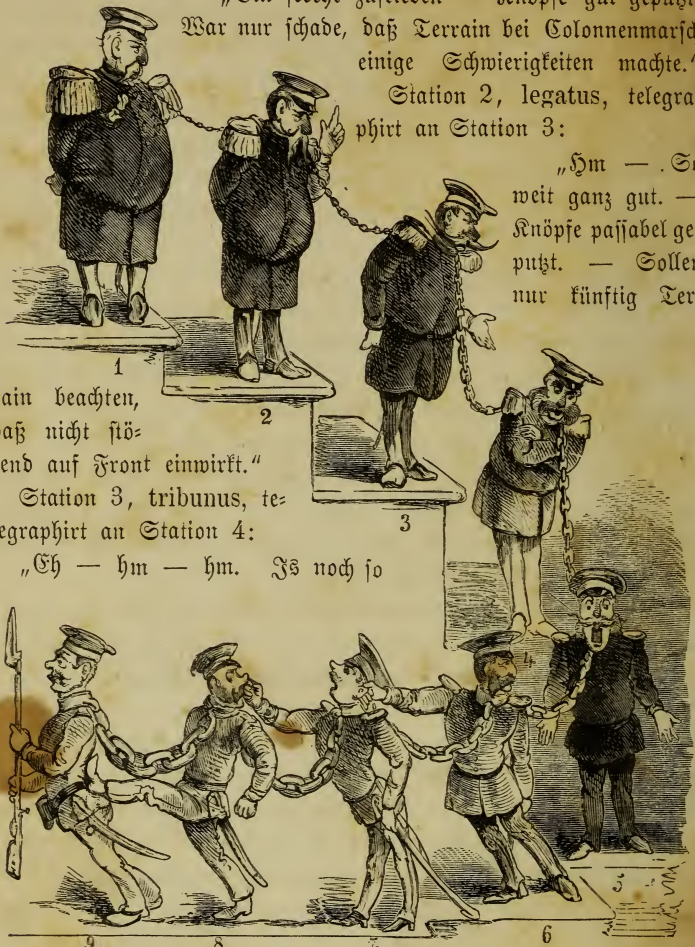
„Bin seeehr zufrieden — Knöpfe gut geputzt. War nur schade, daß Terrain bei Colonnenmarsch einige Schwierigkeiten machte."

Station 2, legatus, telegraphirt an Station 3:

„Hm — . So weit ganz gut. — Knöpfe passabel geputzt. — Sollen nur künftig Terrain beachten, daß nicht störend auf Front einwirkt."

Station 3, tribunus, telegraphirt an Station 4:

„Eh — hm — hm. Is noch so



la la gegangen. — Knöpfe, so, so. — Sollen künftig besser auf Weg sehen, daß Schwankungen vermieden werden."

Station 4, major, telegraphirt an Station 5:

„Parbleu! Können Gott danken, daß noch so abgegangen ist! — Lassen künftig Kerle besser putzen. — Knöpfe ganz matt! — Wundert mich, daß Spieße nicht rostig, und wie Compagnie daher kam! Front wie Schlange in Zauberflöte. — Lassen Sie Kerle nacherexerziren, daß gerade laufen lernen."

Station 5, centurio, giebt das Telegramm folgendermaßen an Station 6:

„Da haben wir den Scandal, den der Herr primus angerichtet hat, weil er im Caffeehaus beim Schach sitzt, statt auf dem Exerzirplatz bei seinen Kerlen zu stehen und nachzusehen, wie sie die Hufe setzen. — Hol mir Der und Jener, wenn die Compagnie nicht zum Scandal daher kam. — Kein Knopp war geputzt. Malproper im höchsten Grade. Die Haare hingen um die Köpfe 'rum. — Lassen Sie die Kerle waschen und scheeren. — Und dieser Parademarsch! — Die vollständige Auflösung! Ich wundre mich nur, daß die Kerle nicht auf allen Vieren daher kamen! — — —"

Station 6, primus, giebt die Depesche an Station 7:

„Herrrrrrr! Ihnen soll ein heiliges Donnerwetter in die Taille schlagen, wenn Sie sich unterstehen, noch einmal mit einem Zug von solchen Rüpeln auf dem Platz zu erscheinen und der ganzen Cohorte Schande zu machen. Ich wundre mich nur, daß die Kerle noch einen Knopf am Leibe hatten, sehen konnte man sie so vor Schmutz nicht. — Das kommt aber daher, weil Sie den ganzen Tag auf dem Billard liegen, statt nach Ihren Rüpels zu sehen. — Einen Marsch haben Sie aufgeführt, wie er so unter aller Kanone noch nicht dagewesen ist. Eine Herde Gänse marschirt besser,

wie Ihr Zug. — Die Kerle sollen alle Tage drei Stunden nachexerzieren und drei Stunden putzen. — Sie können abtreten! —"

Station 7, secundus, rapportirt an Station 8:

„Aeh — äh — äh! Kerl! Sie soll gleich der Teufel lothweis holen. — Scheuern Sie lieber Ihre Mistfinken mit Sand ab, als daß Sie in den Bierkneipen 'rum liegen und den Dienstmädchen nachrennen, wobei Sie den Dienst zum Teubel gehn lassen. — Wie 'ne Herde Ochsen sind Ihre Schweine dahergelaufen. Kein Knopp in Ordnung. — Excellenz ist außer sich über die nichtswürdige Sauerei und hat acht Tage Putzen und Strafexerziren mit Sack und Pack befohlen. — Scheren Sie sich zum Teufel und Ihrer Sauherde!! — — —"

Station 8, decurio, telegraphirt an Station 9:

„Ihr gottverdammten Millionenhunde! — Euch soll doch gleich ein heiligeskreuzmordschwefelsaureszehnfachgeladenes Donnerwetter in Eure neunmalvermaledeieten Schindknochenlatschen fahren, wenn Ihr sie nicht besser fortschleppen wollt und wieder einen so verfluchten Parademarsch aufführt, wie den letzten. Der blaugeschwänzte Beelzebub soll Euch die Knöppe am Leibe mit der glühenden Ofengabel putzen und statt der Klöße sollt Ihr hölliſche Granaten mit Teufelsdreck statt mit Pflaumenmuß fressen, die in Euren neunhäutigen Saumagen platzen. Ihr Mordmillionenhunde! Ich will Euch Anstand lernen! — Tach—tung!!! — — —" *)

---

*) Dieser letzte Satz war etwas schwierig wörtlich wiederzugeben. Im chinesischen Original hieß es etwa: „Ihr Budhamißliebigen zehnmalhunderttausendmenschbegleitenden Vierfüßler! Euch soll zur Secunde ein frommespagodenumslebenbringendesschwefelessigzehnmalsattes Gewitter mit rollendem Donner in Eure u. s. w. — Es gelang uns nur durch eifrige Studien auf dem Exerzierplatze, den richtigen Sinn des chinesischen Originals zu finden.

D. Uebers.

Station 9, communis, telegraphirt als Rückantwort:

„Zu Befehl!!!!!!“

und die Depesche ist angelangt.

Die Eisensclaven haben auch Rechte. Es ist aber ein Verbrechen, dieselben in Anspruch zu nehmen. Thut dies ein Sclave trotzdem, so wird er bestraft, ehe er sein Recht erhält. Ein Verfahren, welches ganz und gar aus dem chinesischen jus militis genommen ist.

Der Eisensclave muß eine bestimmte Zahl von Jahren die Kette tragen, wenn das Vaterland nicht zu Grunde gehen soll. Ist er ein recht folgsamer Sclave gewesen, der niemals Gedanken von Freiheit geäußert, oder eine Neigung zur Selbstständigkeit gezeigt, und ist er ganz und gar von der Heiligkeit und Macht der Mandarinen durchdrungen, so hat er das Recht, vom letzten Jahre die letzten vierzehn Tage für sich zu verlangen und die Kette abzulegen. Wird ihm dies Recht nun nicht, ohne Erinnerung, als eine Gnade geschenkt, so kann er es verlangen. Er läßt deshalb vom instructor cohortis eine Schrift machen, die dieser an den centurio giebt, der sie dem tribunus schickt. Der tribunus schickt sie dem centurio zurück und verlangt zu wissen, ob der communis vollständig zum Sclaven ausgebildet ist. Schon dadurch, daß er sein Recht fordert, legt er aber an den Tag, daß dies nicht der Fall ist. Er wird also abgewiesen.

Der Sclave ist aber hartnäckig und unverständig genug, die Sache, die er sein Recht nennt, haben zu wollen. Er sendet seine Forderung nochmals an den tribunus, der sie nun dem Obermandarin, praefectus, geben muß — so verlangt es das Recht. — Dieser giebt sie zurück und will wissen, ob der Sclave „gut“ ist. — Natürlich ist er nun noch einmal so schlecht, als zuerst und wird abermals abgewiesen.

Der Sclave hat nun das Recht, sich an den Sohn der Sonne und Bruder des Mondes zu wenden, um sein Recht zu er-

langen. Ist er ganz und gar vom Teufel besessen und hat gar keinen Sinn für die Sclaverei, so thut er es. Nun bekommt er sein Recht am letzten Tage des Jahres, wird aber wegen seiner unerhörten Frechheit noch vier Wochen bei Wasser und Brod in den Kasten gesperrt und erhält künftighin niemals Arbeit für die Mandarinen. — Er hat aber doch „Recht" erhalten. — So glaubt er wenigstens.

Wenn es keinen Krieg giebt, so marschirt der Eisensclave nach dem Tam—tam, putzt Knöpfe und steht in Schnee, Regen und Wind Schildwache. Dann geht die Sache gut und er kommt für die Sclaverei dressirt und mit einigen Hühneraugen, Frostbeulen, Gicht oder dergl. davon, um in irgend eine andere Sclaverei zu verfallen.

Will er Eisensclave bleiben und zeigt die Eigenschaften dazu, so stellt man ihn als Good—verd—amm—ich an, und wenn er sich als solcher die gehörige Würde und die Kunst, einfarbige Menschen genügend anzufahren, erworben hat, dann erhält er einen Posten als Eisenbahn-, Post- oder Steuersclave, oder wird Diener bei einem Polizeimandarinen.

Dann ist er etwas weniger grob, trägt aber eine sehr steife Halsbinde, vulgo Halsband, um zu zeigen, daß er mit Lust und Liebe Selave geblieben ist. — Sein besonderes Kennzeichen ist noch, daß er gegen Tieferstehende ungeheuer grob und gegen Höherstehende ungeheuer kriechend ist.

Giebt es Krieg, dann kommt der Eisensclave nicht so gut davon. Er wird entweder todt gemacht, oder verliert einen Arm oder ein Bein. In diesem Fall erhält er eine kupferne Münze an einem Band und die Erlaubniß, im Lande umherzureisen und Conzerte zu geben.

Nun gehört er unter die Musiksclaven und zieht mit einem Kasten herum, aus dem er verschiedene schöne Lieder, wie sie die

Der junge Eisensclave.

große, herrliche, freie Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe gern hört, herausdreht, wofür er kleine Kupfermünzen erhält.

Das ist das Ende des Eisensclaven.

Betrachten wir nun die naturgeschichtlichen Eigenschaften der Reihe von Oberscleven oder Vögten, die zu dieser Classe gehören.

Der unterste ist der servus decurio oder Good—verd—amm—ich, den wir schon genügend beschrieben haben.

Seine besonderen Kennzeichen sind: Ausgebildete Fluchkunst. — Etwas rothe Nase. — Rauhe Stimme. — Im Frühjahr nach der Dressur der jungen Sclaven totale Heiserkeit durch übermäßiges Schreien, weshalb er dann nur flüsternd flucht. — Verachtung aller Intelligenz und steife Haltung. — Ein sicheres Kennzeichen des decurio sind weiße Lederhandschuhe, die er bei jeder Gelegenheit trägt, um seine groben Hände und kurzen Nägel zu verstecken oder seine Würde dadurch zu zeigen.

Der servus secundus folgt auf ihn. — Er bildet eine merkwürdige Kaste und würde im Thierreich etwa unter die Schmetterlinge gehören. — Er liebt bunte Farben, hat wie die Insecten eine sehr dünne Taille und umflattert gern die Damen.

Dabei hat er jedoch auch wieder etwas Raubvogelartiges, denn wenn er eine junge Dame findet, die viel Geld hat, so sucht er sie zu erobern und für sich zu behalten. — Die Damen sind ganz vernarrt in den servus secundus und lassen sich gar zu gern von ihm fangen. — Er weiß dies und schnürt sich deshalb die Taille so stark zusammen, daß er sehr oft abbricht. — Auch parfümirt er sich mit wohlriechenden Salben und Wassern ein, trägt immer so

knappe Stiefeln, daß er kaum gehen kann und später schrecklich an Hüh—ner—aug—en leidet, läßt sich die Haare brennen und klemmt ein Gestell mit zwei runden Fenstern auf die Nase, wenn er etwas betrachten will. Daher kommt es denn auch, daß er durch die Nase spricht, was übrigens für sehr fein gilt.

Er ist an gewisse Redensarten gebunden und muß dieselben so oft als möglich wiederholen. Die Art, wie er den Mund breit zieht, und „äh" sagt, ist noch von keiner anderen Kaste erreicht worden. Ebenso wirkungsvoll sagt er „uf Aehre! — jöttlich — jottvoll — uf Taille — schauderbar" und andere solche Zauberformeln, die niemals ihre Wirkung auf das weibliche Herz verfehlen.

Einen großen Kummer bereitet ihm sein Schnurrbart, der trotz aller Treibmittel nicht wachsen will, und den er jeden Tag durch ein Vergrößerungsglas im Spiegel sucht. Entdeckt er endlich ein paar Härchen, so salbt er sie sofort ein und dreht sie in eine kleine Spitze zusammen.

Wie er zu kleine Stiefeln trägt, ebenso trägt er auch Handschuhe, die viel kleiner als seine Hände sind, auch seinen Rock kann er nur mit der größten Gewalt oder mit einer Maschine zuknöpfen.

Seine dünne Taille wird sehr durch seine Lebensart unterstützt. — Da er in der Regel sehr wenig Silberlinge hat, und diese beinahe allein für Hand- und Beinschuhe und Pomade ausgiebt, so muß er viel fasten und lebt oft wochenlang nur von Kaffee, Thee, Zwieback und Zucker, wenn er nicht irgendwo eingeladen wird, wo er einige nahrhafte Speisen findet.

Sein Lieblingsnahrungsmittel ist jedoch Kuchen, weshalb er am meisten beim Conditor gefunden wird. Ist er auf der Jagd gewesen und hat einen Bären gefangen, so bringt er ihn mit und bindet ihn beim Conditor an.

Obgleich ihm aber der Magen sehr oft knurrt, so sieht er doch stolz auf alle einfarbigen Menschen herab und glaubt eine hoch erhabene Stellung einzunehmen.

Das genügsame Wesen ist jedoch nur dem servus secundus eigen, welcher zu Fuß geht. — Der secundus welcher reitet, besitzt gewöhnlich viele Silberlinge, und kann seine dünne Taille nicht lange behaupten, weil er zu gut frühstückt.

Er liebt weniger den Kuchen, als Schinken, Wurst, Austern, Caviar und dergleichen Sachen. Auch trinkt er weniger Kaffee und Thee, als Champagner und andere gute Weine, denn das Reiten macht Appetit zum essen und trinken. — Den secundus per pedes betrachtet er stolz von seinem hohen Roß herab. Er verachtet alle Menschen, die zu Fuß gehen und kein Geld oder keine Pferde haben. Von den Menschen kann er nur junge Damen leiden, sonst liebt er blos Pferde und Hunde.

Eine gute Eigenschaft von ihm ist seine Frömmigkeit. Er liebt die „Tempel" und schwärmt besonders für den Tempel Salomonis, für den er seine Silberlinge, Pferde und Hunde opfert.

Der servus secundus ist der Sclave des servus primus. Dieser ist so lange secundus gewesen, bis ihm der Schnurrbart gewachsen und das Haupthaar etwas ausgefallen ist. Ein angehender Mondschein auf dem Kopfe ist ein Kennzeichen von ihm. — Da er in die reiferen Jahre kommt und von den zu kleinen Stiefeln, die er als secundus trug, Hühneraugen erhalten hat, so tanzt er nicht viel mehr. — Ist es ihm als secundus nicht gelungen, eine reiche Frau zu erobern, so wird er Hypochonder und bleibt Junggesell. Er läßt sich dann seinen Kaffee vom Diener kochen, und spielt des Nachmittags Schach, weil er dafür kein Parthiegeld zu zahlen braucht, wie dies beim Billard der Fall ist.

Manchmal gelingt es ihm noch, eine Frau oder Wittwe zu

erobern, dann rückt er wohl bis zum centurio oder major aufwärts. Meistens bleibt er jedoch zeitlebens primus. Wird er dann dick, so ist es gut für seine Sclaven, wird er aber mager, so ist er eine Plage für dieselben.

Ueber ihm steht der centurio. Dieser ist trotz dem Aerger, den ihm die communis, der secundus und primus machen, meist gut genährt und besitzt ein Bäuchlein, um das der Säbelgurt nicht gut halten will, weshalb er ihn alle fünf Minuten heraufzieht.

Der Mondschein auf dem Haupt ist bei ihm schon größer und fällt mehr in die Augen, als beim primus. Dafür ist der Schnurrbart in der schönsten Blüthe, ebenso die Nase, welche in der Regel sehr gesund aussieht. Ob ihre Farbe bläsſer oder dunkler ist, dies kommt auf die Gegend an, in welcher der centurio liegt. Ist es eine Biergegend, so ist sie blaß oder rosenroth. Ist es eine Weingegend, so ist sie carmoisinroth, ja nach den verschiedenen Rebensorten spielt sie sogar ins Violette und Blaue hinüber.

Der centurio spielt gern Whist oder Scat. Er hat so ziemlich die Eitelkeiten des secundus abgelegt, spricht nicht mehr durch die Nase, setzt keinen Zwicker auf, und ist so viel Philosoph geworden, daß er behauptet, „es sei Alles eitel." — Im Dienst macht er stets ein wichtiges Gesicht und thut, als hätte er ungeheuer viel zu thun.

Sein Vorgesetzter ist der major, der ihm das Leben oft sauer macht, wenn der Wein zum Frühstück nicht gut war. Der major hat eigentlich weiter nichts zu thun, als darauf zu sehen, daß die gemeinen Sclaven hübsch in einer Linie laufen und keiner einen Zoll zu weit vor- oder rückwärts kommt. Sobald er dies bemerkt, schreit er sogleich mit Donnerstimme „richt euch!" weshalb er auch richt—major genannt wird.

Wenn eine Cohorte nach dem Tam—tam marschirt, so steht

er an der Seite, legt die Hände auf den Rücken, neigt den Kopf (auf dem ein heller Mondschein zu sehen ist) ein wenig seitwärts, und macht ein Auge zu, während er mit dem anderen an der Front hinunter blinzelt. Wenn ein Sclave seine Stiefelspitze nur einen halben Zoll weiter vorstreckt, als die anderen, dann beginnt er sogleich zu schreien, und reißt den secundus ganz erschrecklich herunter, worauf er die Front von hinten besieht und einen eben so großen Spektakel macht, wenn dort nicht Alles in einer Reihe läuft.

Hat er recht laut geschrieen und die Front gerade gerichtet, so geht er mit der Ueberzeugung fort, daß er das Vaterland gerettet, oder doch etwas bedeutendes dafür gethan habe. Dann trinkt er ein Glas Bier oder Wein, und giebt dabei den jungen Vögten Lehren der Weisheit, oder unterrichtet sie in der Kunst, die Front gerade zu richten.

Er würde ein ganz vergnügliches Leben führen, wenn er sich nicht so oft über den tribunus ärgern müßte, der über ihm steht.

Der tribunus ist ein geplagter Mann. Er hat den Befehl über eine ganze Cohorte, deren Knöpfe ihm das Leben verbittern, denn es ist seine Hauptlebensaufgabe, darauf zu sehen, daß die Knöpfe blank geputzt sind. — Da eine Cohorte von zweitausend Mann etwa 36—40,000 Knöpfe hat, so kann man sich denken, welche Riesenarbeit es ist, alle diese Knöpfe täglich zu untersuchen und die schlecht geputzten sogleich heraus zu finden. Es gehört ein großer, starker Geist dazu, diese Aufgabe zu lösen, ohne den Verstand dabei zu verlieren, oder Schaden daran zu nehmen.

Der tribunus würde auch bald dabei zu Grunde gehen, wenn man ihm nicht den adjutor und einige Gehilfen zur Unterstützung gäbe, und er sich keine Erholung auf der Jagd, oder bei einem Spielchen Whist gönnte, während seine Gehilfen alles Amtliche soweit fertig machen, daß er nur seinen Namen darunter zu schreiben

braucht. — Die Knöpfe strengen ihn schon so an, daß er nur gerade so viel Haare behält, um einige aus dem Helm hervorgucken zu lassen. Unter dem Helm ist der Mondschein vollständig. — Aber auch er ist noch Sclave, denn über ihm steht:

Der praefectus dux. — Dieser ist der oberste Sclavenvogt, und nur dem Sohne der Sonne und Bruder des Mondes unterthan. Um seine nahe Stellung zu dem Bruder des Mondes darzuthun, hat er auch das letzte Haar seines Hauptes geopfert, so daß sein Kopf dem glänzenden Vollmond gleicht, und von dem permanenten Helm so blank wie ein Barbierbecken, oder Uniformknopf gescheuert ist. Seine Nase spielt in's Blaue, weil er meistens blaues Blut besitzt. Der Schnurbart ist hellgrau, und das Gesicht voller Runzeln, wie die einer gebackenen Pflaume. Er schläft im Helm und behält die Sporen im Bett an. — Zu einem halben Dutzend Hühneraugen hat er auch noch zwei Frostbeulen erobert, weshalb sein Schuster auf jeden Leisten einen kleinen Feldkessel nageln muß, damit die Frostbeulen Platz im Stiefel finden. — Er trägt die Hände auf dem Rücken, geht sehr krumm und über die große Zehe und schneidet ein so grimmiges Gesicht, daß ihm Alles, was die Sclavenjacke trägt, schon von Weitem aus dem Wege geht.

Trotzdem er nun die Meinung hat, daß er der wichtigste und mächtigste Mann im Staate sei, ist er doch ebensogut ein Sclave, als der servus communis, nur mit dem Unterschied, daß ihn seine Freilassung (pensionirung) mit Schreck und Zittern erfüllt, während sich der gemeine Sclave darüber freut.

Erhält der servus praefectus seine Freiheit, so lebt er nicht lange mehr. Die Unabhängigkeit ist eine Sache, die ihm unnatürlich vorkommt. Er weiß nicht, was er damit anfangen soll. Daß er selbst nach Lust und Belieben über seine Zeit verfügen kann, und nicht jeden Augenblick bereit sein muß, einen Befehl des Sohnes

der Sonne auszuführen, ist schon schlimm; daß er aber die Macht nicht mehr hat, zehntausend Sclaven nach Belieben schwitzen oder frieren zu lassen, daß diese nicht mehr vor ihm zittern, und ihn gar nicht zu bemerken scheinen, frißt ihm das Herz ab. Er ahnt, daß im Sclavenstaate doch etwas faul ist! —

„Wer den Zopf zu lang trägt, stolpert darüber," sagt der weise Confucius.

Diese Worte der Weisheit sind auch auf die Eisensclaverei anwendbar, denn sie wird dazu dienen, sich selbst und einen großen Theil der anderen Sclaverei aufzuheben.

Die Eisensclaven bildeten früher eine abgeschlossene Kaste für sich, worin meistens nur Leute aufgenommen wurden, welche die Hälfte ihres Lebens darin blieben und Lust und Liebe zur Sclaverei hatten. — Dieses Häuflein wurde ganz besonders in den Waffen geübt, während man dafür sorgte, daß die freien Männer oder einfarbigen Sclaven nicht mit den Waffen umzugehen verstanden. Sie wußten kaum, ob in eine Flinte die Kugel oder das Pulver nach unten kam.

Lehnten sich nun die Einfarbigen gegen die Mandarinen auf, und machten eine Revolution, so kamen sie in regellosen Haufen, mit Knütteln, Mistgabeln, Stangen und Sensen daher, und wurden von den bunten Eisensclaven mit Leichtigkeit auseinandergejagt. Dazu kam noch der Umstand, daß die Eisensclaven von den Einfarbigen sehr verachtet wurden, und deshalb wüthend auf diese waren.

Der große Mandarin, welcher alle jungen Männer als Eisensclaven haben wollte, übersah diesen Vortheil, und faßte nur die temporäre Macht in's Auge, die er durch die Menge gewann. — Daß aber die Eisensclaven dem Volk dadurch näher gerückt sind, weil Alle Eisensclaven werden müssen, daß alle Männer deshalb die Waffen führen, und die Kriegskunst lernen, daß sie erfahren, wo

sie Waffen haben können, wenn sie welche brauchen, und daß sie dann bei einer Revolution als ein geordnetes Kriegsheer daherkommen werden, welches sich nicht auseinanderjagen läßt, das hat der große Erfinder der neuen Eisensclaverei total vergessen. — Wenn er diesen Erfolg durch sein System herbeigeführt sieht, wird er ärgerlich rufen:

„Was hilft mich der Mäntel, wenn er nich jerollt is?! — —"

II.

Die Silberſclaven.

Da die Eiſenſclaven während der Zeit ihrer Dreſſur durchaus nicht arbeiten dürfen, aber dennoch zu ihrem Unterhalt jährlich viele tauſend Centner Silber brauchen, ſo iſt einer andern Sclavenabtheilung die Arbeit zugewieſen worden, das Silber zu ſchaffen, und es aus den Bewohnern des herrlichen, großen, freien Reiches der gelehrten und philoſophiſchen Zöpfe zu preſſen. Dies ſind die Silberſclaven.

Dieſe große Abtheilung zerfällt wieder in faſt zahlloſe Unterabtheilungen. Im Ganzen theilt ſie ſich jedoch in zwei Claſſen, in diejenige, welche das Silber für ſich ſelbſt, und diejenige, welche das Silber für Andere herauspreßt und zuſammenkratzt.

Ein höchſt merkwürdiger Umſtand bei der Sache iſt der, daß alles Silber, welches hohe und niedere Silberſclaven anſammeln, aus *der* Volksmaſſe gepreßt wird, die eigentlich gar kein Silber beſitzt, während die, welche es beſitzen, ſich nichts abpreſſen laſſen, ſondern immer mehr haben wollen, und deshalb die Sclaven des Silbers ſind, welches ſie ganz und gar beherrſcht.

Es wird dies einem vernünftigen Chineſen unglaublich erſcheinen, weil man bei uns nur von dem etwas verlangt, der es geben kann. — In dieſem merkwürdigen Lande iſt aber Alles in einem

so unnatürlichen Zustande, Alles so auf den Kopf gestellt und gegen den gesunden Menschenverstand eingerichtet, daß man sich in der verkehrten Welt zu befinden glaubt.

Der oberste Beamte jener Silbersclaven, welche das Silber für Andere herauspressen müssen, heißt der De—si—cit—Mandarin. Dieser muß alles Silber einsammeln, was seine Sclaven im Lande zusammenbringen können, damit er es für die Eisensclaven bereit hält. Er hat zwar auch noch einige andere Sachen zu besorgen, z. B. Silber für die Schullehrer und dergleichen zu schaffen, da dies aber eine unbedeutende Nebensache ist und diese Lehrer für die Eisensclaverei von gar keinem Nutzen, ja eher von Schaden sind, so giebt man ihnen gerade so viel, daß sie nicht ganz verhungern, wenn sie keinen zu guten Magen haben. Man denkt, durch diese Politik die schädliche Kaste nach und nach auszurotten, und hat es bereits dahin gebracht, daß sich Niemand mehr zu dem Geschäft hergeben will, bei dem nur Hunger und Aerger zu finden ist. — Das System, die jungen Leute entweder so wenig als möglich, oder so viel unnöthiges Zeug als möglich lernen zu lassen, und dadurch die Grundlagen der Sclaverei zu befestigen, ist sehr scharfsinnig ausgedacht und würde einem Chinesen Ehre machen.

Der Silbermandarin muß ein speculativer Kopf sein, und stets neue Punkte ersinnen können, auf denen sich Silber finden oder herauspressen läßt, dabei muß er möglich machen, stets *mehr* zu brauchen, als einkommt, um dadurch die Sclaven in steter Angst zu erhalten, daß er noch mehr brauchen werde. Seine größte Kunst besteht jedoch darin, am meisten von dem zu kriegen, der am wenigsten hat. Dies ist aber noch nicht genügend, denn der letzte De—si—cit—Mandarin studirt Tag und Nacht, um den Stein der Weisen zu finden, d. h., die Kunst zu entdecken, Jemand *etwas* zu nehmen, der *gar nichts* hat. Wenn er erst im Besitz dieses Geheimnisses

ist, dann wird die Sclaverei vollständig gesichert sein, denn bis jetzt war wenigstens noch der ein freier Mann, dem man nichts nehmen konnte, weil er eben nichts besaß.

Der Silbermandarin hat eine große Menge Untersclaven, welche sowohl im Innern des Landes, als auch an den Grenzen vertheilt sind. Der Niedrigste davon ist der Schnüffler, oder Taschengucker, servus oculus ad saccum. Dieser geht überall umher, und paßt auf, daß kein Mensch einen Bissen, oder Trunk in den Mund nimmt, ehe er dem De—fi—cit—Mandarin den größten Theil davon abgegeben hat. — Will z. B. Jemand ein Butterbrod mit einem Stückchen Wurst essen, und ein Glas Bier dazu trinken, so muß der Silbermandarin schon vorher siebzehnmal bezahlt sein, ehe der Unterthan den Mund aufmachen darf.

Meine chinesischen Landsleute werden das unmöglich finden, deshalb will ich ihnen die Sache einzeln erklären, so weit ich sie in Erfahrung bringen konnte.

Von dem Brod erhielt der De—fi—cit—Mandarin Geld:

1. Für die Erlaubniß, daß der Sclave den Erdboden umgraben und Korn hineinsäen durfte.

2. Für die Erlaubniß, das reife abgeschnittene Korn in der Stadt zu verkaufen.

3. Dafür, daß das Korn in der Mühle zu Mehl zerrieben werden darf.

4. Vom Bäcker, für die Erlaubniß, Brod daraus zu backen.

Um nun Butter darauf zu streichen, muß bezahlt werden:

5. Dafür, daß der Sclave auf einem Stück Erde Gras wachsen lassen darf.

6. Dafür, daß er auf einem Stück Erde einen Stall bauen und stehen lassen darf, in dem sich Kühe befinden.

7. 200 Procent für das Salz, welches in die Butter kommt.

8. Für die Butter, wenn sie in die Stadt getragen und verkauft wird.

Von der Wurst wird bezahlt:

9. Für die Erde, worauf das Futter für das Schwein wachsen darf.

10. Für den Platz, worauf dem Stall für das Schwein zu stehen erlaubt ist.

11. Für die Erlaubniß, das Schwein zu schlachten.

12. 200 Procent vom Salz zu der Wurst.

13. Für Gestattung, daß der Pfeffer dazu über die Landesgrenze herein darf.

14. Für die Bewilligung, die Wurst zum Verkauf in die Stadt zu bringen.

Für jeden Schluck Bier muß der Sclave pränumerando zahlen:

15. Für die Erlaubniß, Gerste zu säen und zu ernten.

16. Für die Erlaubniß, Malz daraus zu machen.

17. Für die Erlaubniß, Bier daraus zu brauen und zu verkaufen.

So geht es dem Sclaven bei jeder Sache, die er genießt, mag er nun unseren Thee trinken, oder den Kaf—fee. Er muß dem De—fi—cit—Mandarin vorher einen großen Theil, manchmal über die Hälfte, abgeben. Die Sache ist so wunderbar schön eingerichtet, daß der weiße Sclave kein Zündhölzchen nehmen und Licht anzünden, keine Cigarre anbrennen, keinen Stiefel oder Rock anziehen, kurz, kein Ding in die Hand nehmen kann, ohne daß der De—fi—cit—Mandarin seinen Theil auf eine unsichtbare Art abgezwackt hätte. Er kann nichts angreifen oder genießen, ohne zugleich ein ganzes Heer von Mandarinensclaven mit zu ernähren, die ihn dafür mit großer Verachtung betrachten und glauben, daß er nur auf der Welt sei, um für sie zu sorgen.

Mit allen diesen Theilen, die der De—fi—cit—Mandarin auf indirecte Art erhält, ist er aber noch lange nicht zufrieden.

Vor allen Dingen muß der Sclave dafür, daß er lebt und sich seinen Lebensunterhalt verdienen darf, eine größere oder kleinere Summe bezahlen. — Er muß ferner bezahlen für die Erlaubniß, überhaupt zur Welt zu kommen, wofür die Geistlichen von seinem Vater eine Art Strafe erheben.

Dann muß er abermals an die Geistlichen bezahlen, wenn er die Schule verläßt; ebenso, wenn er getraut wird; ferner, wenn er geschieden wird; desgleichen, wenn er stirbt, wonach die Erben dem De—fi—cit—Mandarin bestimmte Procente von der Erbschaft abgeben müssen.

Da der weiße Sclave nur selten ein eigenes Haus besitzt, sondern gewöhnlich bei einem Andern zu Miethe wohnt, so wird auch hier aus ihm gepreßt, was möglich ist.

Der Besitzer des Hauses muß für die Erlaubniß, das Haus auf der Erde stehen zu lassen, eine Menge Abgaben zahlen, die er dem Miethsclaven alle anrechnet, ja, in der Furcht, daß der De—fi—cit—Mandarin doch nächstens noch mehr braucht, läßt er sich gleich pränumerando mehr bezahlen.

Damit ist der Miethsclave aber noch nicht fertig, denn nun kommen die Väter der Stadt, und verlangen von jedem Thaler, den er Zins zahlt, wieder einen Zins, und so geht das fort bis in's Unendliche, oder bis der Sclave ein freier Mann wird, d. h., gar nichts mehr besitzt.

Es gab bisher in diesem sonderbaren Lande nur noch ein Ding, was nicht besteuert, oder doch wenigstens nicht überall besteuert war. Dies ist die Luft. Aber auch die wird man künftighin besteuern müssen, und zwar da, wo man die Sache nicht umgehen kann, beim Athemholen.

Der De—fi—cit—Mandarin hat nämlich eine wunderbare Maschine erfunden, eine Art Uhr, die, in einer Cravate angebracht, die Athemzüge zählt und anmerkt, welche ein Mensch in vierundzwanzig Stunden macht. Er wird nun für jeden Sclaven eine Cravate verordnen, die seiner Kaste angemessen ist. Die Cravaten werden hinten verschlossen und jeden Tag revidirt, worauf der Sclave am Ende der Woche seine Steuer für so und so viel · Tausend Athemzüge bezahlt. Bleibt er im Rest, so schließt der Vogt die Cravate jedesmal um einen Grad enger, bis er endlich keine Luft mehr schnappen kann und erstickt, oder bezahlt.

Diese Erfindung ist nicht nur ganz vortrefflich in finanzieller Hinsicht, sondern auch politisch und nationalerhebend werthvoll.

Die große, herrliche, freie Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe ist darin berühmt, daß sie sehr wenig thut, aber sehr viel denkt und spricht. Die Gelehrten und Professoren der Nation werden künftig, wenn sie die Cravate tragen, nicht mehr so viel unnöthiges Zeug von den Kathedern und in den Schulstuben schwatzen, sondern kurz und verständlich sprechen, um einige Tausend

unnöthige Athemzüge zu sparen, die sie jetzt selbst bezahlen müssen, während dies früher ihre Schüler thaten. — Die Bierhauspolitiker hingegen werden sich zusammennehmen, und lieber handeln als sprechen, während die Abgeordneten in der Kammer auch sechs Achtel unnöthige Reden weniger halten werden.

Der servus argentum hat das Merkwürdige, daß die Obervögte zu den Tintensclaven gehören, während die untersten zu den Eisensclaven gerechnet werden können.

Es geht hier, wie bei Allem in der Welt. Der servus oculus ad saccum hat die meiste Mühe, ist am verhaßtesten und genießt den geringsten Theil vom Einkommen der De—fi—cit—Mandarinen.

Er muß an der Grenze des Landes Wache halten und allen Leuten, welche dieselbe passiren, in die Taschen gucken, ob sie keinen Tabak, Zucker, Kaffee, Wein oder sonst etwas herüberbringen, was sie genießen könnten, ohne dem Silbermandarin seinen Theil davon abzugeben. — Der arme Grenzsclave führt dabei ein jämmerliches Leben, denn wenn er ein ehrlicher Sclave, d. h., dem Silbermandarin treu ist, bekommt er etwa noch einmal so viel Gehalt, als ein Schulmeister, kann sich also etwa drei Viertel satt essen. Er muß aber dafür jeden Tag sein Leben riskiren, denn die Grenzbewohner wollen durchaus nicht glauben, daß es naturwidrig ist, wenn sie ihren Kaffee, Zucker oder Wein nur einmal bezahlen, indem sie ihn über der Grenze billig kaufen, und daß es ganz in der Ordnung ist, die Sachen noch einmal zu bezahlen, wenn sie dieselben eine Stunde weiter tragen, um sie als Mitglieder der großen, freien, herrlichen Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe zu verzehren. Diese wilden Grenzbewohner sind dann geneigt, sich den Grenzsclaven gewaltsam zu widersetzen, und sie sogar umzubringen, ehe sie Geld für den Silbermandarin hergeben.

Der Grenzsclave lebt deshalb in einer immerwährenden Todes-

angst und versteckt sich hinter Bäumen, Büschen, Zäunen und Mauern, um die wilden Grenzbewohner unvermuthet zu überfallen. Er muß in Gewitter, Sturm und Regen, sowie im tiefsten Schnee und der größten Kälte Tag und Nacht an der Grenze umherlauern, damit dem De—fi—cit—Mandarin kein Groschen entgeht.

Ist er ein ungetreuer Sclave, so kann er sich allenfalls die Sache bequem machen und sich sogar dabei recht wohl befinden. Er darf dann nur die Grenzbewohner „nicht sehen," wenn sie mit Päcken und Körben bei ihm vorbeigehen. Dadurch nimmt er die Stelle des Silbermandarinen selbst ein, weil die Grenzbewohner den Zoll an ihn zahlen. Er macht es aber viel billiger, als dieser, stellt sich sehr gut, und schadet weder seiner Haut, noch seinem Magen.

Eine etwas höhere Classe des servus oculus ad saccum ist über das Innere des Landes verbreitet, wo sie das Einkommen des De—fi—cit—Mandarin überwachen und eintreiben muß.

Diese Sclaven haben vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß Ochsen, Schweine, Schafe, Hühner und Gänse nicht in Lebensgefahr gerathen und umgebracht werden, ehe der De—fi—cit—Mandarin die Erlaubniß dazu bezahlt erhalten hat. — Sie sind auf diese

Weise als Schutzengel der Schweine und Ochsen zu betrachten, schleichen stets um deren Ställe herum, und horchen liebevoll, ob sie noch in guter Gesundheit brummen und quieken. Hören sie nichts, so suchen sie ein Loch zu entdecken, durch welches sie in den Stall gucken können, und finden sie diesen leer, so erscheinen sie plötzlich als Racheengel bei dem Ochsen- oder Schweineherrn, und verlangen Rechenschaft über ihren verschwundenen Schützling. Wehe dem Verbrecher, der es dann gewagt hat, sein Schwein im Geheimen zu ermorden, ohne seinen Theil vorher an das große Deficit abzugeben. Ein solches Verbrechen wird beinahe ebenso bestraft, als hätte er einen Menschen umgebracht. Wenigstens kostet es ihm mehr, als das ganze Schwein werth war.

Es ist eine sehr weise Einrichtung, daß in diesem Lande jedesmal ein Schein gelöst werden muß, wenn ein lebendes Wesen geschlachtet werden soll. Hiervon sind nur die Eisensclaven ausgenommen, welche man ohne Schein schlachten läßt. Es würde zu kostspielig sein, für jeden einen Schlachtzettel zu lösen, wenn man einmal Lust hätte, so ein Fünfzig- oder Sechzigtausend zur Schlacht-Bank zu führen. Der De—fi—cit—Madarin würde dann noch mehr brauchen, und wie sollte man die Schlacht-Steuer rangiren? — Wollte man den servus communis bajonettum in die Klasse der Schweine stellen, die etwa einen Thaler zahlen, so müßte man die Obervögte doch wenigstens so hoch, wie Ochsen versteuern. Ein servus major müßte wenigstens für vier Ochsen, und ein servus tribunus für zehn gelten. Zehn tribuni würden dann geschlachtet so viel werth sein, wie bei den alten Griechen eine Hekatombe.

Die Grenzsclaven im Innern müssen mit guten, langen Nasen begabt sein, denn sie haben dieselben überall hineinzustecken. Wo Bier gebraut, oder Branntwein gebrannt wird, schnuppern sie herum, und riechen sogleich, wie stark die Getränke gemacht werden. Thun

sie dies nicht genügend, weil ihre Nasen zu kurz sind, so erhalten sie von ihren Obervögten Extranasen, worauf sie eifriger schnuppern.

Die Obervögte dieser Classe gehören, wie schon gesagt, zu den Tintensclaven, da ihre Beschäftigung darin besteht, daß sie so viel Papier als möglich vollschreiben. Trägt Jemand eine Flasche Wein, oder ein Pfund Zucker über die Grenze, so wird dies in ein dickes Buch geschrieben, dann wird es aus diesem Buch wieder auf einen Registerbogen abgeschrieben, worauf es noch zwei bis dreimal copirt wird, nachdem Alles lange verbraucht ist.

Eine andere Abtheilung der Silbersclavenvögte, die eigentlich auch zu den Tintensclaven gehören, hat das Amt, das Silber von den Civilsclaven für die Erlaubniß zu wohnen, und sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen einzutreiben. Diese Vögte sitzen stets bei großen eisernen Kasten, wohin die Civilsclaven das Silber selbst bringen müssen. Thun sie dies nicht, dann schickt der Vogt seinen Untersclaven, den servus executor, der dem schlechten Zahler sein Bett, seinen Tisch oder seinen Rock wegnimmt. Dieser servus executor hat sehr viel Macht und ist sehr gefürchtet, denn er kommt stets um etwas zu holen. Er bringt niemals etwas und ist gewissermaßen der Scharfrichter des De—fi—cit—Mandarins. Es darf sich ihm

bei schwerer Strafe Niemand widersetzen, weil das Silber, welches der De—fi—cit—Mandarin bekommt, eine heilige Sache ist, so heilig, daß selbst die Bonzen ihr Silber erst danach eintreiben dürfen.

Wenn in einer Provinz des großen, herrlichen Reiches eine Hungersnoth eintritt, in welchem Fall die Civilsclaven die heiligen Steuern für das Deficit nicht bezahlen können, dann ertheilt der Silbermandarin die Erlaubniß, daß man in den übrigen Provinzen für den Hungerbezirk betteln darf. Zur Beruhigung der hungernden Bewohner und Abhilfe der Noth, schickt man zuvor einige Regimenter Eisensclaven hin, in deren Anblick und blanken Knöpfen die Hungerigen einen großen Trost finden. — Haben die Civilsclaven der übrigen Provinzen eine bedeutende Summe zusammengebracht, und dem Silbermandarin übergeben, so müssen die Tintensclaven desselben eine schwierige Berechnung anstellen, um erst die gutgesinnten Hungerigen herauszufinden, und dann unter denselben diejenigen zu suchen, welche noch besser gesinnt, das heißt den Mandarinen am meisten ergeben sind. In dieser Zeit verhungern gewöhnlich diejenigen, welche gar nichts haben, wodurch man sie los wird. Nun vertheilt man das Silber an die Uebrigbleibenden. Der servus executor geht aber gleich mit dem Vertheiler und nimmt dem Civilsclaven das Geld weg, sobald es auf seinen Tisch gelegt wird, damit vor allen Dingen die heiligen Steuern für das Deficit bezahlt werden.*) Bei diesem Verfahren

*) Der chinesische Verfasser scheint unsere Verhältnisse zu wenig zu kennen, weil er dies erwähnenswerth findet. Er hat wahrscheinlich von dem Vorfall gehört, wo bei der letzten Hungersnoth in Ostpreußen eine eben am Verhungern befindliche Familie 5 Thlr. vom Unterstützungscomite erhielt, die der Executor sofort für rückständige Steuern confiscirte. — Ob er für diese Heldenthat einen Orden bekommen hat, wissen wir nicht, glauben es aber auch nicht, da wir das ganz in der Ordnung finden. In China wäre er vielleicht von der hungrigen Familie umgebracht worden. — Wir stehen aber auf der Höhe der Civilisation. D. Uebers.

vergeht den Hungrigen aller Appetit und dem Uebel ist abgeholfen. Zum servus executor wird gewöhnlich ein ausgedienter Eisensclave genommen. Am liebsten ein Good—verd—amm—ich, weil diese den meisten Heldenmuth und die wenigste Höflichkeit besitzen.

Lassen wir jetzt die Mandarinensilbersclaven, die eigentlich größtentheils zu den Tintensclaven gerechnet werden müssen, und wenden uns zu den Civilsclaven, welche das Silber für sich selbst zusammenscharren. Diese sind weit interessanter und verschiedener. Sie bilden eine Classe für sich, und stehen nur insofern mit den ersteren in Verbindung, als diese ihnen wieder das Silber abzunehmen suchen, das sie gewinnen.

Die Hauptclasse der Civilsilbersclaven stammt nicht von der Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe ab, sondern ist egyptischen Ursprunges. Die Vorfahren dieser heutigen Silbersclaven lebten vor vielen tausend Jahren in Egypten schon als Sclaven, aber nicht als Silber-, sondern als Stein- oder Lehmsclaven. Sie mußten für die Pharaonen Ziegelsteine fabriciren, bis ein kluger Mann, ein gewisser Osarsyph, auf den Gedanken kam, daß es doch viel gescheidter und bequemer sei, zur Leipziger Messe zu ziehen und dort mit dem Handel Geld zu verdienen, als am Nil Lehm zu treten und Ziegel zu brennen. Er erzählte ihnen, daß der Nil bei Leipzig Pleiße genannt werde und daß darin keine Krokodille, sondern nur polnische Karpfen mit Zwiebeln zu finden seien, die sehr gut schmecken. Daß es dort schön kühl sei und man machen könne herrliche Massematten mit unechten Meerschaumpfeifen, Hosenträgern, Messern, Scheren und Stricknadeln. Daß dort wild wachse der Knoblich im Rosenthale, und das Geld herumliege auf der Straße. Die Leute spitzten die Mäuler und sagten: „Hast De gesehn?!“ und packten ihre Quersäcke ein und zogen aus durch das rothe Meer jen Leipzig. Weil nun aber der egyptische Deficitmandarin zum König sagte:

„Au waih geschrieen, was thu ich damit, wenn fortziehen de Sclaven un bezahlen nich mehr de Steuern for de Eisensclaven, un machen nich mehr Ziegel, daß mer bauen können Kasernen? dann wird der Deficit-Dalles wachsen über de Pirjamiden hinaus, un wir werden doch gehn Pleite, wenn de Ziegelsclaven gehn nach der Pleiße."

Sagte der König von Egypten, was auch heißt Khedive: „Gott gerechter, weshalb hast Du mir nichts gesagt eher von de Sache?"

Sagt der Deficitmandarin: „Ist es doch verboten bei Todesstrafe, un nich erlaubt bei Lebensstrafe, zu sagen, was ne Sache is hier bei Hofe un will doch nich hören e König de Wahrheit, was haben gesagt die weisen Jacobis un Zwikau—er—sis." Sagt der König: „Wird doch Gras wachsen uf m Exersierplatz und vor der Kasernenthür wenn de Steinsclaven nich mehr arbeiten for de Eisensclaven. — Hast De gesehn! Laß auffitzen de Cavallerie uf de Kameeler, un anspannen meine Droschke, daß mer zurückholen de Steuerverweigerer un Steuerdurchbrenner. —"

Machte sich nun auf der König mit seine herrliche Armee mit Sack un Pack, un alle Mäntel waren jerollt un de Knöppe jeputzt, daß es war eine Pracht. Und voraus zog de Regimentsmusike mit Trompeten un Pauken, un große Trommel un Becken, und haben geblasen: „Schmeißt 'n 'naus 'n Juden Itzig, zieht 'm aus de weiße Weste," was war damals de egyptische Nationalhymne. Wie se nu komen an das rothe Meer, is doch gerade gewesen die Ebbe zu Ende, wo de Steinsclaven sind gegangen trocken hinüber un de Fluth is eben gekommen angelaufen. — Hat doch gestanden der Osarsyph drüben un hat gelacht Hohn un gesehen nach seiner Sonnenuhr un hat gesagt: „Nu Herr Pharao, kimmen Se su gehn e Bischen geschwind, denn 's Wasser hat keine Balken!—"

Hat der Deficitmandarin gesagt: „Is doch e böser Democrate der Osarsyph un e Majestätsverbrecher, weil er sagt geradesu de Wahrheit e Pharao. Er soll kimmen sehn Jahr auf der Festung

nach Krokodillburg in de Massematten, nee Kasematten wollt ich sagen"; un wird doch der König ergrimmt un befiehlt, daß de Fluth muß warten un commandirt: „Vorwärts marsch!" un marschirt in's rothe Meer mit seiner ganzen Armee. — Weil nu aber is das rothe Meer e böses Meer un e ungehorsames Meer, so kimmt es doch zu gehen mit de Fluth so unverschämt, daß der König hat gemußt versaufen mit seine ganze herrliche Armee, und hat es geholfen nischt, daß geputzt waren alle Knöpfe spiegelblank und gerollt de Mäntel wie de Aale, un blieb übrig gar nischt, als e Stiefel von de ganze Armee, den gefunden hat e großer Gelehrter nach dreitausend Jahren am Ufer dort. Es hat auch gemacht e Dichter e Gedicht auf das Malheur, was heißt:

Moses rennt durchs rothe Meer
Mit de Isra'litten,
Pharao läuft 'm hinterher
Is fast in der Mitten

Und ersäuft mit Roß un Mann,
Weil der Kerl nicht schwimmen kann.
Purzle—Kek—le—Kiek—le. —

Weil nun das Rothe-Meer den Juden aus der Noth geholfen hat, und ihnen gewissermaßen als Schild diente, wird seitdem der König der Juden, wie die damaligen Steinsclaven jetzt heißen, jedesmal Roth-Schild genannt.

Als der Anführer Osarsyph (oder Moses, wie ihn die Juden nannten, weil er ihnen viel Moos im gelobten Lande versprochen hatte) sah, daß die Militärabrüstungsfrage so befriedigend gelöst war, zog er mit den Juden nach dem gelobten Lande an der Pleiße. Da er aber den Weg nicht genau kannte, so gerieth er in eine sehr magere und sandige Gegend, wo viel Wind ging und welche man heute die Hasenhaide nennt. In dieser Gegend trieb er sich vierzig Jahre umher, ehe es ihm gelang den rechten Weg nach Leip—zig zu finden. Einigen von seinen Leuten dauerte die Sache zu lange, deshalb baueten sie da eine Stadt, und nannten sie die Metropole der Insolvenz, und wurden später gewaltig und groß, und haueten alle Nachbarn rundum über's Ohr, daß man sie sehr fürchtete. Die Lehmtreterei in Egypten vergessen sie aber nicht, denn als in letzter Zeit der große Schriftgelehrte Wa—chen—hu—sen in Egypten war und von dort schrieb, daß es sehr schön sei, und die sauren Gurken wachsen von selbst, und sie sollten kriegen ein Haus und Vieh und Magd, wenn sie kommen wollten, aus dem Land der gelehrten und philosophischen Zöpfe, da schrien die in der Hasenhaide Zeter und sagten: „Er will uns zurücklocken durch's rothe Meer nach Egypten an den Nil! Was brauchen wir aber den Nil? haben wir doch die Panke und die Spree, und den Schafgraben, woraus kommen die Frösche und kriechen in unsere Betten. Was sollen wir schlafen am Nil? wo doch wimmeln die Krokodille, und des Nachts in die Betten

kommen und die Leute freſſen! — Haben wir doch hier Wanſchen und Flöhe, was dort ſind Scorpionen und Schlangen. — Sie wollen uns blos hin haben, daß wir Wind machen ſollen, wenn es zu heiß iſt. Unſer Sand in der Haſenhaide iſt gerade ſo gut, wie der in der Sahara und Weißbier giebt's drüben nicht. — Glaubt ihm nicht, er hat einen Backfiſch vom Khedive bekommen, daß er uns hinüberlockt. Steiniget ihn! Steiniget ihn!!" — —

Da nun das Steinigen von Alters her eine Lieblingsbeluſtigung der Juden war, ſo fingen die Preßjuden an Wa—chen—hu—ſen zu ſteinigen. Der aber gab's ihnen wieder, daß ſie davonliefen und ihn in Ruhe ließen. — Alſo geſchah es im vierten Jahre der großen deutſchen Einigkeit.

Die alten Juden unter Moſes in der Haſenhaide,*) ſandten aber Kundſchafter aus nach dem gelobten Lande. Als dieſe zurückkamen, brachten ſie mit fette Gänſe und Leipziger Lerchen, was den Kindern Israel gar wohl gefiel. Ihrer zween aber waren gen Grüneberg gekommen und brachten daher eine große Weintraube an einem Stock getragen und waren die erſten Weinreiſenden aus Grüneberg. Das gefiel den Juden und ſie ſagten: „Laſſet uns dort Hütten bauen und des Weines pflegen, das giebt gute Maſſematten." Ein Theil zog alſo gen Grüneberg und pflanzete Wein, und ein Theil zog gen Magdeburg und kaufte den Wein von Grüneberg und machte daraus Madeira und Portwein, Tokaier und Burgunder, Johannisberger und Bordeaux, weshalb man dieſe Weine nur in Magdeburg kaufen muß, wo ſie allein echt wachſen. Viele Kinder Israel gingen nach Leipzig und baueten Hütten im Brühl, und liefen durch die Straßen und ſchrien dabei: „Nix ſu handeln?!" und waren froh, daß

*) Der chineſiſche Autor ſcheint in der Geographie ungefähr ſo bewandert zu ſein, wie unſere neueren franzöſiſchen Romanſchreiber, wenn ſie über Deutſchland ſchreiben.

sie keine Ziegel mehr zu machen brauchten. — Die meisten aber zogen gegen den Main gen Frankfurt, und wählten alda einen König. Der aber liebte nicht das Deficit, wie die anderen Könige, sondern das Millionficit und ward gewaltig und reich, bis er des Silbers so viel hatte, daß er es den Königen borgen konnte und die Juden schmußeten untereinander und sagten: „Es ist doch kein größerer König als Roth-Schild", und sie beteten ihn alle an. —

(Der chinesische Autor hat die obige Erklärung des Herkommens unserer vornehmsten Geldleute offenbar aus unseren Geschichtsbüchern geschöpft. Daß er Vergangenheits- und Gegenwartszustände untereinandermengt, liegt jedenfalls an seinen chinesischen Begriffen, nach denen die politischen und volkswirthschaftlichen Zustände von vor zweitausend Jahren und heute auch hier noch dieselben sind, wie in seinem Vaterlande. — Da er in China erfuhr, daß man in Deutschland mit der englischen und französischen Sprache viel besser fortkommt und angesehen wird, als mit der deutschen, so lernte er nicht Deutsch, woraus sich seine geographischen Verirrungen auch erklären lassen.

Daß er die Hasenhaide für die Wüste am rothen Meer ansah, und Sachsen für das gelobte Land hielt, kann man ihm nicht zu hoch anrechnen, wenn man bedenkt, daß die Preußen Sachsen seit hundert Jahren für das gelobte Land halten, wo Milch und Honig für sie fließt. — Seine Darstellung des Zuges aus Egypten hat er jedenfalls aus dem Ebräischen übersetzt, wie die ganze Sprache zeigt. Auch das Gedicht vom Durchgang des rothen Meeres scheint seinem Refrain nach ebräischen Ursprungs, denn die Worte: purz—le, kek—le, kiek—le sind offenbar semitisch und zeigen die hämische Freude über den Untergang der Feinde trefflich an.)

Die vornehmste Classe unter den Civilsilbersclaven bilden diese egyptischen Einwanderer. Früher wurden sie von den Eingebornen sehr gehaßt und unterdrückt. Man ließ sie kaum leben und verbot ihnen alles Mögliche, nur Geld zu verdienen konnte man ihnen nicht verbieten, und das verstanden sie vortrefflich, so daß sie bald ganze Berge von Silber in ihren Besitz brachten. — Da nun die große, herrliche, freie Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe viele Sprüche von unserem Confucius verehrt, worunter der „Geld ist Macht" am meisten gilt, so sind die Civilsilbersclaven eigentlich die Mächtigsten im Staate, denn die Eisensclaven haben wohl mehr Gewalt, aber lange nicht so viel Macht als die Ersteren. — So viel sich deshalb auch die Eisenmandarinen und Obervögte der Eisensclaven einbilden, und so stolz sie sein mögen; wenn sie Geld brauchen, müssen sie sich doch vor den verhaßten Silbersclaven krümmen und müssen sie demüthig bitten, ihnen gegen hohe pro—cent—chen welches zu leihen. — Selbst der allmächtige De—fi—cit—Mandarin muß manchmal vor ihnen kriechen, wenn der Dalles ihm über den Kopf wächst.

O! Geld ist Macht!! Dies sieht man da recht, wenn der Stolz dieser hochmüthigen Herren, die über den Köpfen des Volkes geboren sind, vor den Silbersclaven zusammenschmilzt. Aber Geld ist bei dieser Nation nicht allein Macht, es verleiht auch Ehren und Würden und verschafft sogar, wenn nur Einer genug davon hat, göttliche Verehrung, einen Platz in der Weltgeschichte und erhöht die Geburt.

Dies war nun freilich früher bei dieser Nation nicht so. Die Silbersclaven standen tief verachtet unter den Eisensclaven, welche alle Macht im Lande besaßen und sie nach Belieben ausplünderten, wenn sie Geld oder sonst etwas brauchten.

Damals wohnten die Silbersclaven in großen Städten mit

festen Mauern beisammen, wo sie alle Kostbarkeiten der Welt hinbrachten, um sie wieder zu verkaufen. Die vornehmen Eisensclavenvögte baueten sich dann Schlösser rund um die Städte, und wenn die Silbersclaven oder Krämer, wie man sie nannte, mit ihren Waaren oder Geld heimkehrten, so überfielen sie dieselben und nahmen ihnen, was sie hatten. Wenn sie dabei die Krämer nicht todt schlugen, so thaten sie dies nur, weil sie dann nicht wieder mit Geld oder Waare gekommen wären.

Das ist jetzt umgekehrt, denn in diesem Lande bleiben sich die Verhältnisse nicht Jahrtausende lang gleich, wie bei uns. Die Krämer und Silbersclaven stehen bereits über den Eisensclaven und hochgeborenen Mandarinen. Es wird keine fünfzig Jahre mehr dauern, so haben sie alle Macht in den Händen und sind die Herren des Landes. Wenn die Eisensclaverei durch sich selbst untergegangen ist, und die Hochgeborenen nicht mehr davon leben können, werden sie ihre Güter vollends an die Kinder Israels verkaufen müssen, und nach hundert Jahren ist vielleicht Roth-Schild Kaiser der großen, herrlichen, freien Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe.

Die mosaischen Silbersclaven, auch Van—ki—ers genannt, üben sich schon jetzt die Rollen als Mandarinen des künftigen Kaisers Roth-Schild ein.

Wenn man diese Van—ki—ers— in ihren Palästen sieht, so sollte man gar nicht glauben, daß sie zu den Sclaven gehören, oder gar von den egyptischen Ziegelsclaven abstammen. Ein solcher Geld—Fürst besitzt einen ganzen Hofstaat von Ministern und Secretairen bis zu den Ha—us—knecht—en herab, welche als unterste Geldsclaven gar oft selbst Geldfürsten werden, und dann dieselbe Verehrung genießen wie die, welche in der hohen Geldkaste geboren sind. Es kostet ihnen freilich viel Mühe, die Manieren der feinen

Silbersclave I. Classe. Hausknechtlicher Abkunft.

Kaste nachzuahmen. Einigen gelingt dies so ziemlich, aber viele fallen in die Gewohnheiten der alten Kaste zurück. Wenn sie auch noch so schön wohnen, sich jeden Tag mit wohlriechender Seife waschen, den Kopf vom Friseur bearbeiten lassen, beim nobelsten Schuster und Schneider ihre Kleider und Stiefeln bestellen, Brillantringe an die Finger stecken und Austern und Champagner frühstücken. Wenn sie auch in der feinsten Equipage liegen, mit zwei vergoldeten Dienern hinter sich; der gemeine Ha—us—knecht—sclave guckt doch überall heraus. Die hochgebornen, armen Eisen- und Tintensclaven bücken sich zwar und schmeicheln ihnen, möchten auch gern ihre Töchter heirathen, verachten sie jedoch hinterrücks über alle Maßen.

Der hochgestellte mosaische Silbersclave versteht das noble Wesen viel besser anzunehmen und wird immer nobler je mehr er Geld kriegt, bis er endlich so grausam nobel wird, daß ihn nur der Sohn der Sonne übertrifft.

Man muß sehen, mit welcher Majestät er in seinem Thronsaal, der zugleich seine Schatzkammer ist, die Audienzen empfängt, Gesetze giebt und Gnaden austheilt. Es ist ein erhebender Anblick, wenn er hochaufgerichtet, den Zwicker auf der krummen Nase und die Daumen seiner Hände in die Aermellöcher der Weste gesteckt, auf einen servus secundus herabblickt, der einiges Silber auf einige Zeit von ihm entlehnen möchte, oder wie er sich herabläßt, mit einem Sclaven jener Lumpenkaste zu unterhandeln, welche Leinwand mit Farbe bekleren, die dann der Ban—ki—er gern an die Wände seiner Wohnung hängt, damit sie eine kostbare Verzierung von Gold ausfüllen, in der etwas sein muß. — Der Silbersclave blickt dann gnädig auf den elendesten aller Sclaven, der, durch seine Kunst zu ewiger Armuth verdammt, ohne ihn verhungern müßte, und schüttelt den Kopf mit verwunderndem Bedauern über die Dummheit, ein Geschäft zu treiben, womit offenbar kein Geschäft zu machen ist.

Silbersclave I. Classe. Mosaischer Abstammung.

Dann muß man ihn sehen, wie er seine Gäste bei der großen Soiree empfängt, oder seine Gemahlin und Tochter mit ihren Brillanten spazieren fährt, wobei er die Augenbrauen hoch zieht und dadurch sagt: „Seht! die Pferde vor mir kosten doch dreitausend Thaler, und die Brillanten hinter mir kosten doch fünfzigtausend Thaler. Gott, was thut's? 's ist ja da!"

Wie sie dann stehen und die Köpfe verdrehen und sagen: „Hast De gesehn??" — —

Wer sollte glauben, daß der Mann zu den Sclaven gehört? und doch — —

Man muß sehen, wie er an der Sclavenkette zieht, wenn „sie fallen", die Actien nämlich, die seine Sclavenvögte sind. — Wie sie ihn dann geißeln und peinigen, wenn sie immer tiefer hinunter gehen, wie sie ihn da jagen und martern und mit hinunterziehen. —

Silberſclave letzter Claſſe. Moſaiſcher Abſtammung.

Man muß ihn arbeiten sehen, wenn er sie hinauftreiben will, und muß ihn nachrennen sehen, wenn sie steigen, dann wird man einsehen, daß er ein vollständiger Sclave ist, an die Kette geschmiedet, so gut wie ein Galeerensclave.

Diese erste Classe der Silbersclaven gehört unter die Raubthiere und würde in einem zoologischen Garten bei den Füchsen zu finden sein.

Die Silberfüchse müssen auch große Schlauheit anwenden, um gute Beute zu machen. Die Actiengesellschaften sind gewissermaßen ihre Hühnerhöfe. Will der Silberfuchs einen Fang machen, so vereinigt er sich mit mehreren seines Gleichen und gründet eine Actiengesellschaft. Er entdeckt z. B., daß Holzstühle ein dringendes Bedürfniß sind, und daß die Menschheit ohne Holzstühle in genügender Anzahl nicht glücklich sein kann. Er theilt diese Entdeckung einem Consortium von Geschäftsleuten mit, die nun plötzlich einsehen, daß sich das Publikum nicht in dem Maaße setzen kann, wie es die Ruhe der Nation verlange. Eine Holzindustrieactiengesellschaft für gebogene Stühle ist ein unabwendbares Bedürfniß. Es wird in tausend seitengroßen Annoncen bewiesen, daß es keine bessere Kapitalanlage giebt. Zwanzig Procent sind nach untrüglichen Berechnungen das wenigste, was die Sache trägt. — Es wird eine Generalversammlung ausgeschrieben. Das Directorium bildet sich, die Actienzeichnung beginnt am dritten, vierten und fünften des Monats. Ein paar Geldprotzen, durch ihr Glück, welches eben so groß, als ihre Dummheit ist, bekannt, nehmen Stellen als Directoren an und zeichnen selbst 500 Actien. — Man braucht nur zwei Millionen, vor der Hand. Die Actien werden zu 90 ausgegeben. Vier Wochen darauf transportirt man zwei riesenmäßige Dampfkessel mit Blumengewinden durch die Stadt. Jeder Wagen hat zwanzig Pferde.

Alles rennt und fragt: „Was ists? was giebts? — Holz-

industrieactienfabrikkessel!" — Die Actien steigen sofort, und die Silbersclaven verkaufen, was sie haben, reiben sich die Hände und sagen: „Hast De gesehn?" Wie die Geschichte ausfällt, geht sie nichts an. Sie haben ihr Profitchen gemacht, und errichten eine neue Gesellschaft, denn sie können es nicht mit ansehen, daß es an Bier fehlt und daß die Leute Durst leiden müssen. Es ist ein Mangel an Brauereien vorhanden, dem man abhelfen muß. Man braucht wenigstens vier Actienbrauereien, wenn man den Ertrag des letzten Heringfanges in Durst umsetzt. Jede Brauerei trägt mindestens 15 Procent und ist mit der geringen Summe von einer halben Million hergestellt. — Generalversammlung — Actienzeichnung. — Die bekannten Protzen, mit Glück und Dummheit gesegnet, Directoren. — Die Actien fortgegeben. — „Hast De gesehn?" Ist es nicht ein Jammer, daß man die alten Seidenkleider nicht einmal in der Papierfabrik gebrauchen kann? Ist es nicht ein Glück, daß ein Genie erfunden hat, ganz neue Seide daraus zu machen, wobei hundert Procent verdient wird? — Seidenlumpenactienspinnereiconsortium. — Inserate von Mosse — Generalversammlung — Actienzeichnung — Directorium. Proben-Photographieen der Fabrikgebäude. — Eine Million Grundcapital. — Die Actien verkauft! — „Hast De gesehn?" — Californiaeisenbahnactien, 15 Procent in Geld, und Ländereien umsonst. — Zwanzig Millionen — Ueberzeichnung — Actien weg. — „Hast De gesehn?" — —

So geht das Geschäft fort. Der Silbersclave sackt Geld ein, und giebt Papier dafür hinaus, und das Volk giebt sein Silber für Papier hin, welches fünfzig Procent tragen soll. Die Silbersclaven lachen und der De—fi—cit—Mandarin flucht, denn er möchte auch gern Silber für Papier haben, da er aber nur fünf Procent verspricht, so mag Niemand seine Papiere, und der Dalles wird immer größer und wächst mit dem Deficit.

Eine andere Classe der Oberſilberſclaven, die nicht aus Egypten ſtammt, verkauft nicht Silber gegen Silber, ſondern ſammelt das Korn, Oel oder ſonſtige Producte des Landes ein und ſucht ſo viel Silber als möglich dafür zu kriegen. Wenn dieſe Sclaven ſehr viel Korn auf einem Haufen haben, dann geben ſie nichts heraus und laſſen das Volk ein wenig hungern, damit das Korn theuer wird. Ebenſo macht es dieſe Sorte mit dem Kaffee, Thee, Zucker, Wein, Holz und dergleichen Sachen. Sie werden dadurch ſehr oft Mil—li—on—är—e und genießen dann mehr Verehrung, als die höchſten Mandarinen. Beſonders in den Handelsſtädten wird Jeder, der Geld hat, göttlich verehrt und angebetet. Dort hat man eigene Tempel gebaut, worin ſich die Silberſclaven jeden Tag zum Götzendienſt verſammeln. In Hamburg ſteht z. B. ein ſolcher prachtvoller Tempel, in welchem der Gott der Stadt angebetet wird. Dieſer Gott heißt Ban—ko, und hat das eigenthümliche, daß er eigentlich gar nicht exiſtirt, d. h. daß es weder ein Bild noch eine Statue von ihm giebt. Die Hamburger verehren ihn aber trotzdem leidenſchaftlich, und ſind ſo fromm, daß ſie jeden Mittag ſchaarenweis in den Tempel laufen, und noch lange zuvor kommen, ehe die Tempelglocke geläutet wird. Hören ſie dieſe klingen, ſo rennen ſie, was ſie nur können, denn wer nach der Glocke kommt, muß vier Silberlinge Strafe bezahlen, weil er nicht fromm genug war. Im Tempel, der auch Bör—ſe genannt wird, fällt Alles vor den heiligen Bonzen des Gottes Ban—ko auf die Knie. Die Zahl der Bonzen iſt unbeſtimmt und kann jeder Bonze werden, der genug Silber dazu hat. Manchmal giebt es viel, manchmal aber, wenn Gott Ban—ko eine große Klemme und Pleite über ſie ſchickt, ſchmelzen ſie bis auf einige zuſammen. Die Anbeter des Gottes Ban—ko halten ſich für die Herren der Welt und ſind ſehr ſtolz. Sie verachten jeden anderen Menſchen, der nicht Krämer oder Hausknecht iſt. Beſondere

Verachtung hegen sie gegen den Adel, die Eisensclaven, Künstler und Gelehrten, welche letztere die unterste Kaste bei ihnen bilden, wenn sie nicht sehr viel Silber haben. — Der Adel und die Eisensclaven sehen sie hingegen wieder über die Achsel an, glauben, daß sie hoch über ihnen stehen, ärgern sich aber doch über das viele Silber, welches die Ban—ko—anbeter besitzen und möchten es ihnen gern wegnehmen, wenn sie nur könnten. Da aber Bankoburg eine freie Stadt ist, und ein Reich für sich bildet, welches aus lauter Silbersclaven besteht, so hat der De—fi—cit—Mandarin der großen, herrlichen, freien Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe nur einige Regimenter Eisensclaven in die Stadt gelegt und einige Steuern dazu, um doch wenigstens einen Theil ihres Silbers aus ihren Kasten zu kriegen, auch steckt er ihre Söhne unter seine Eisensclaven, damit ihnen die Good—verd—amm—ichs den Stolz und die lächerliche Idee von der Freiheit austreiben und sie noch für andere, als Silbersclaverei fähig machen. Dieses Verfahren dient sehr dazu, die Einigkeit der Nation zu befestigen und Alle an dem großen Deficit Theil nehmen zu lassen.

Daß die Bankoanbeter von ihren Nachbarn wegen ihrer Liebhaberei für Silber und ihrer Lebensweise (sie essen nur Hummern und Austern und trinken nichts anderes als Portwein) ausgelacht werden, geschieht aus Neid. Viel lächerlicher machen sie sich durch die Einbildung, daß sie ein freies Volk und ihre Stadt eine freie

Stadt sei. — Es giebt außer Tomahai kein größeres Sclavennest, als dieses Bankoburg. Es nennt sich eine Republik und wird doch so despotisch von vierundzwanzig Tyrannen regiert, daß unsere chinesische Regierung eine Anarchie dagegen ist.

Eine Mittelclasse von Silbersclaven existirt in sehr verschiedenen Abarten. Da giebt es den servus comptoarus, der streng genommen unter die Tintesclaven gehört, aber im Bereich der Silbersclaverei gedeiht. Dann den servus ladenschwengelus — servus ellenreiterus — servus materialis u. s. w., denen sich der servus ambulantus anschließt.

Von dieser ganzen Familie blickt immer Einer auf den Andern mit Verachtung herab und hält sich für etwas Höheres, als die Silbersclaverei, geboren. Alle aber beugen sich die Woche über unter die Macht der Verhältnisse, nehmen jedoch Sonntags einen höheren Aufschwung und gehen ihren aristokratischen Neigungen nach.

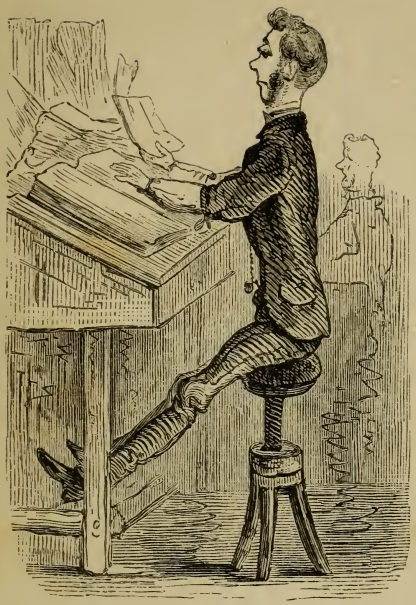
Der servus comptoarus muß ein halber literatus sein und zu den Schriftgelehrten zählen, weil er fortwährend sehr schwierige Schriftstücke auszuführen hat, deren Form nur durch lange Uebung erlernt werden kann. Er führt eine eigene Amtssprache, und hat für gewisse Verhältnisse bestimmte Formen anzuwenden, von denen er niemals abweichen darf. So muß ein Antwortsschreiben auf eine Bestellung oder dergleichen stets anfangen:

„Ihr Geehrtes vom 20. ist uns zu Handen gekommen und beeilen wir uns u. s. w."

oder:

„Auf Wunsch beehren wir uns, durch Bahn an Sie abzusenden u. s. w."

Diese Einleitungen müssen mit großen langgezogenen Buchstaben in weiten Linien und so geschrieben werden, daß die langen Buchstaben aus einer Linie in die andere fahren und es Niemand



lesen kann, der die Formel nicht kennt. Dies nennt man eine kaufmännische Hand. Die Sorte der Waaren, oder was sonst bestellt wird, muß etwas deutlicher geschrieben werden, damit kein Irrthum entsteht. Der Nachsatz und die Unterschrift kann wieder hieroglyphisch sein, dies wird für sehr geschäftsmäßig erachtet, besonders wenn die Unterschrift oder Firma unseren chinesischen Schriftzügen recht ähnlich sieht.

Nach ihm kommt servus ladenschwengelus, der mit servus ellenreiterus in eine Classe gehört. Beide tragen sich wie der Vorige stets nach der neuesten Mode, und verwenden ihr halbes Einkommen auf Pomade, wohlriechendes Wasser und Glacéhandschuhe. Weil sie meistens mit Damen zu thun haben, sind sie stets frisirt und müssen in ihrer Lehrzeit eine große Menge Complimente auswendig lernen, die auf verschiedene Verhältnisse passen und eine Art Kastensprache bilden, die sich von einer Generation auf die andere forterbt.

Der echte ellenreiterus weiß auf jeden Fall ein schwunghaftes Compliment ohne Anstoß herzusagen, und muß im Stande sein, eine Dame durch fortwährend aneinandergereihte Complimente zwei Stunden lang zu unterhalten, ohne fünf Secunden Pause zu machen. Eine

solche Unterhaltung nennt man „Süßholzraspeln“. Der Hauptort zur Bildung der Süßholzraspler ist Leipzig, wo die feinste Sorte von servus ladenschwengelus und ellenreiterus gezogen wird. Man nennt sie dort wegen ihrer schwunghaften Redensarten „Schwung“ oder auch „Schwonig“, welchen Namen ihnen die Studenten gegeben haben, während sie sich selbst „Herren von der Handlung“ nennen.

Es giebt keinen schöneren Anblick, als den, wenn fünf oder sechs solche frisirte und wohlriechende Schwung's mit den zierlichsten Verbeugungen herbeispringen, sobald eine Dame in einen Laden tritt, um Stoff zu einem Kleid anzusehen. Die Sclaven schleppen dann eiligst große Packete von Seiden- oder Wollenzeug herzu, und breiten dasselbe unter fortwährenden Anpreisungen vor der Dame aus, halten es in die Höhe und lassen es in Falten herabfallen. Sie preisen die Güte des Zeuges an, und suchen die Farbe als besonders günstig für den Teint der Käuferin mit tausend verwickelten Complimenten zu schildern. Ihre Hauptkunst besteht aber darin, dem Käufer weis zu machen, daß blau grün oder grün blau sei, je nachdem er es haben will.

Eine andere schwere Tugend, welche sie lernen müssen, ist die Riesengeduld, die sie beim Handel mit weiblichen Kunden brauchen, da es diesen nicht darauf ankommt, einen Laden von fünf oder sechs Sclaven total umkehren zu lassen, um zwei Ellen Seide nach ihrem Wunsch zu finden und dann, ohne etwas zu kaufen, fortzugehen, wobei sie der servus mit gleicher Freundlichkeit und unter stetem Süßholzgeraspel bis vor die Thüre begleitet. — Diese Geduld ist ein Hauptkennzeichen des ladenschwengelus und ellenreiterus. — Außerdem besitzt er, wie der comptoarus, seine Hände, an die er gern Ringe steckt, und welche er ohne Handschuhe zeigt, sobald dies möglich ist.

Materielle Silberſclaven in der Woche.

In letzterer Eigenschaft ist der servus materialis das Gegentheil von ihm, denn seine Hände sind groß, dick und roth, weil er im Winter damit in Herings- und Stockfischfässern herumarbeiten muß. Er wird deshalb Sonntags nie ohne Handschuhe gesehen.

Obgleich er dieselbe Liebhaberei für Pomade und Haarfrisur, wie seine obenerwähnten Collegen hat, wird er doch von ihnen verachtet, denn ein comptoarus oder ellenreiterus würde es für eine große Beleidigung halten, wenn man ihm zumuthete, einen Hering aus einem Faß zu holen, oder ein Pfund Syrup abzuwiegen und einer Köchin in den Topf zu gießen.

Merkwürdig ist dabei, daß der materialis genau dieselben Complimente lernt, wie seine höherstehenden Mitsclaven und für die Küchensclavinnen dasselbe Süßholz raspeln muß, wie jene für die feinen Damen. Ein Umstand, der den Naturforscher berechtigt, ihn in dieselbe Classe zu stellen.

Der materialis ist Sonntags sehr schwer von den Vorigen zu unterscheiden. Er ist, wie sie, frisirt und nach der neuesten Mode gekleidet. Er trägt Sporen und setzt sich auf Pferde, um unter den Fenstern junger Damen vorbei zu reiten, wenn es den Thieren nicht einfällt, ihn wo anders hin zu tragen.

In den Wochentagen kann jedoch kein Irrthum stattfinden, denn da ist der materialis an einer Barchentschürze und aufgestreiften Rockärmeln zu erkennen, während die anderen fast ebenso, wie Sonntags, nur ohne Sporen, erscheinen.

Eine besondere Classe, obgleich zu den Vorigen gehörend, ist der servus ambulantus, auch Reisender, Musterreiter oder Commis vojageur genannt, von dem es zwei Arten, den servus communis ambulantus und den servus vinus giebt.

Servus communis ambulantus macht alles Mögliche zu Silber. Er macht in Eisen, Holz, Kohlen, Kaffee, Zucker, Leder, kur-

Silberſclave II. Claſſe, servus materialis, Sonntags.

zen und langen Waaren, von denen er stets Proben in Packeten bei sich führt, die in schwarze Wachsleinwand eingepackt sind. Wenn er damit zu einem Geschäftsmann in den Laden tritt, erschrickt dieser ebenso darüber, als käme er mit einem Sarg angerückt, denn er weiß, daß der servus ambulantus ebenso schwer als der Dalles loszuwerden ist.

Der servus ambulantus ist eines der merkwürdigsten Sclavenexemplare, die es giebt. Er muß die Schlauheit eines Fuchses, die Gelenkigkeit einer Katze, die Glätte eines Aales, das Fell eines Rhinoceros, die Dreistigkeit eines Büffels, die Schnelligkeit eines Hasen und den Magen eines Haifisches besitzen. — Wenn man ihn vorn die Treppe hinunterwirft und noch fallen hört, muß er schon die Hintertreppe wieder heraufkommen und seine Proben vorzeigen. Wenn man die Thüren verschließt, kommt er durch die Fenster, und wenn man diese verrammelt, durch den Kamin oder Ofen in das Zimmer und bringt seine Proben mit. — Gelingt es wirklich, ihn mit Hausknechten, Besen und Stöcken aus dem Geschäftslokal zu vertreiben, so kann man sich darauf verlassen, ihn zu Haus bei Tisch wieder zu finden, wo er der Frau weis gemacht hat, daß er zum Essen eingeladen sei, und wo er nach der Suppe abermals

seine Proben auspackt und ein Geschäft mit uns macht, wir mögen wollen oder nicht.

Dabei ist der servus ambulantus ein wahrer Hexenmeister. Er spielt alle nur möglichen Kartenspiele, Schach, Domino, Dame, Puff, Billard, Ball, Cricket und was es sonst giebt. Er spielt, wenn nicht alle, doch einige Instrumente. Er singt und kann ganze Opern auswendig. Er bläst Trompete auf einem Kamm. Er declamirt, macht Kartenkunststücke und zaubert wie Agoston, pfeift wie eine Nachtigall, kräht wie ein Cochinchinahahn und grunzt wie ein Ferkel, kurz, er kann Alles und thut Alles, um Waaren für sein Haus zu versilbern. Er ist der thätigste und gewandteste Silbersclave, den es giebt.

Auf seinen Reisen beherrscht er die Eisenbahnen und Gasthöfe, wenn es sich diese gefallen lassen. Sobald er auf dem Perron zum Einsteigen erscheint, mustert er mit großem Scharfblick die Coupés zweiter Classe, um zu sehen, in welchem sich die meisten jungen Damen befinden und sich dort ohne Weiteres zu placiren. Es ist ganz natürlich, daß sich sofort alle jungen Damen in ihn verlieben, weshalb er mit hundertfünfzig Pferdekraft Süßholz zu raspeln beginnt und alle Complimente seiner Schule losläßt.

Sieht er noch keine Damen im Coupé, so ruft er mit Herablassung: „Conducteur! Einen Eckplatz und eine hübsche Dame als vis-à-vis", wobei er dem Conducteur eine Cigarre anbietet.

An der table d'hôte macht er die Gesellschaft mit den neuesten Anekdoten bekannt. Finden sich aber Collegen von ihm dabei ein, so fragt er sofort, in was sie „machen". Sind es keine Concurrenten, so beginnt dann für die übrigen Gäste ein lehrreicher Cursus der Waarenkunde, aus dem sie den Stand der Leder- oder Eisenpreise kennen lernen.

Der servus ambulantus vinus hat ganz dieselben Eigenschaften, nur führt er kein Wachsleinwand-Packet, sondern eine Menge kleine Flaschen bei sich. Gewöhnlich aber auch diese nicht, denn ein elegant gedrucktes Verzeichniß von Weinsorten und Preisen thut dasselbe, da man doch etwas Anderes erhält, als man haben will.

Wer z. B. von den Weinreisenden vom Rhein, aus Mainz oder Worms, Rheinwein bestellt, bekommt gewöhnlich Frankfurter Apfelwein. — Wer von den Meißner oder Grüneberger Reisenden kauft, erhält Weinessig. Wer aber einem Magdeburger Weinreisenden in die Hände fällt, muß ein Gemisch von Essig, Sprit, Wasser, Heidelbeeren, Zucker und Tanninsäure als Bordeaux trinken, und kann froh sein, wenn keine Blau- und Schwefelsäure dabei ist. — Der Reisende trinkt niemals von seinem eigenen Wein und traut auch anderen Weinen nicht, er hält sich an das Bier, dies ist sicherer.

Die Mittelclasse der Silbersclaven besitzt noch eine besondere Art, welche naturgeschichtlich zu den Raubthieren, theils dem Geier-, theils dem Fuchs-, Marder- oder Wolfsgeschlecht angehört. Sie werden Würger, Wölfe, Gimpelfänger, Halsabschneider, Cravatiers, Fixer, Jobber oder Schnorrer genannt und rauben meistens auf

eigene Hand oder in Compagnie, je nachdem die Silberbeute schwer oder leicht zu erlangen ist.

Die Würger und Wölfe sind eine Bastardart vom servus advocatus und servus cravatus. Sie sind eigentlich Tintesclaven, die in ihren Höhlen lauern, um das Wild abzuwürgen, welches ihnen die Halsabschneider und Cravatenmacher zutreiben.

Diese sind stets nach Leuten auf der Jagd, welche nöthig Silber brauchen. Haben sie solche aufgespürt, so legen sie ihnen Fallen und Schlingen in Form langer Papiere, und verlocken sie, ihren Namen der Quere nach darauf zu schreiben. Auf einer solchen Falle steht etwa:

„Am 30. August 1870 zahlen Sie gegen diesen Prima Wechsel an die Ordre meiner Eigenen die Summe von — Hundert Thaler. — Den Werth erhalten und stellen ihn auf Rechnung ohne Bericht. Herrn — —"

Schreibt nun der Pechvogel, welcher Geld braucht, seinen Namen quer über diesen Zettel und „angenommen" dazu, so giebt ihm der Cravatenmacher vielleicht 40 oder 50 Thlr. dafür, und legt ihm auf diese Art eine Cravate oder Schlinge um den Hals, die er zur angegebenen Zeit zuziehen kann. Der Pechvogel ist gefangen, Sclave des Silbersclaven, und muß, wenn er zur bestimmten Zeit nicht bezahlen kann, ein anderes Papier mit größerer Summe unterschreiben, was sich dann jeden Monat wiederholt, bis der Pechvogel kahl gerupft ist.

Zu den Silbersclaven, welche theils mit dieser Classe, theils für sich arbeiten, gehört der servus agentus. Ist er mit dem cravatus associrt, so muß er auskundschaften, wer Geld *hat* und wer welches *braucht*. Natürlich haben von den Geldbrauchenden nur diejenigen Werth, welche ein Amt oder sonstiges Eigenthum besitzen, aus dem sich ein Gewinn schlagen läßt. — Der agentus muß

auf das genaueste wissen und zu berechnen verstehen, wie viel bei einer totalen Ausplünderung herauskommt.

Nach der anderen Seite liegt er stets auf der Lauer, um zu erfahren, wer einige hundert oder tausend Thaler einnimmt und geneigt ist, sie gegen Zinsen zu verborgen.

Der servus agentus existirt in so vielen Abarten, daß man ein eigenes Buch über ihn schreiben könnte. Er ist wie das Katzengeschlecht in allen Variationen vorhanden, und wie man hier vom Löwen und Tiger an, bis zum schäbigsten Kater immer die Katzenart erkennt, so auch vom Güter-, Feuer-, Lebens- und Hagelversicherungs- bis zum Borsten- und Federviehagenten immer den Agenten, der sich überall dazwischen schiebt und Geld aus jeder Sache zu machen sucht.

Der agentus wird in manchen Gegenden auch Makler genannt. Es giebt da Kaffee-, Korn-, Tabak-, Oel- und andere Makler, zu denen auch die Börsenmakler gehören, welche alle viel Silber „machen", obgleich die Letzteren eigentlich mehr Papier- als Silbersclaven genannt werden müßten, da sie sich nur mit „Papierchen" befassen und den Leuten dafür das Silber aus der Tasche locken, zum großen Aerger des Deficitmandarin.

Der Silbermakler ist der feinste agentus. Er ist meist

wohlbeleibt, nach der neuesten Mode gekleidet, wohnt elegant und speist vortrefflich, besonders zum Frühstück, wozu er oft Freunde und Freundinnen einladet. Er trägt nie Papierdüten mit Kaffee oder Leinsamen in der Tasche, wie dies seine gemeineren Collegen thun, welche die zweite Classe des agentus bilden.

Als dritte Classe, kann man die Assecuranzmakler oder Agenten ansehen, die je nach der Größe ihrer Geschäfte eine noble Stellung einnehmen und viel Silber machen.

Die vierte Classe bilden die Güter- und Hausagenten, welche unablässig bemüht sind, Haus- und Gutsbesitzer zum Verkaufen oder Vertauschen ihrer Grundstücke zu hetzen.

Die unterste Classe derselben, welche sich mit Bauernhäusern und Baustellen befaßt, wird von den vorigen schon mit Verachtung angesehen, trinkt keinen feinen Wein und speist ordinäre Hausmannskost, wenn sie nicht zufällig von den Kunden mit etwas besserem traktirt wird.

Eine Abart sind die Heirathsagenten, eine sehr gefährliche Species, denn sie gehen stets damit um, unvorsichtige Junggesellen zum Ehestand zu verleiten und sie ins Malheur zu bringen, wofür sie sich dann auch noch von beiden Theilen bezahlen lassen.

Ihnen folgt als letzte Classe der Geld- oder Wechselagent, welcher bis zum Börsenagenten hinauf und bis in die tiefste Schicht der Halsabschneider hinab reicht und die allerschlimmste Art in sich faßt.

Wir müssen zum Schluß bei dem agentus noch eine Art erwähnen, die im himmlischen Reich gänzlich unbekannt ist, und eigentlich zu den Sclavenhändlern gezählt werden müßte, weil sie mit Menschen handelt. Es ist dies der Theateragent, den wir bei den Kunstsclaven näher beschreiben werden.

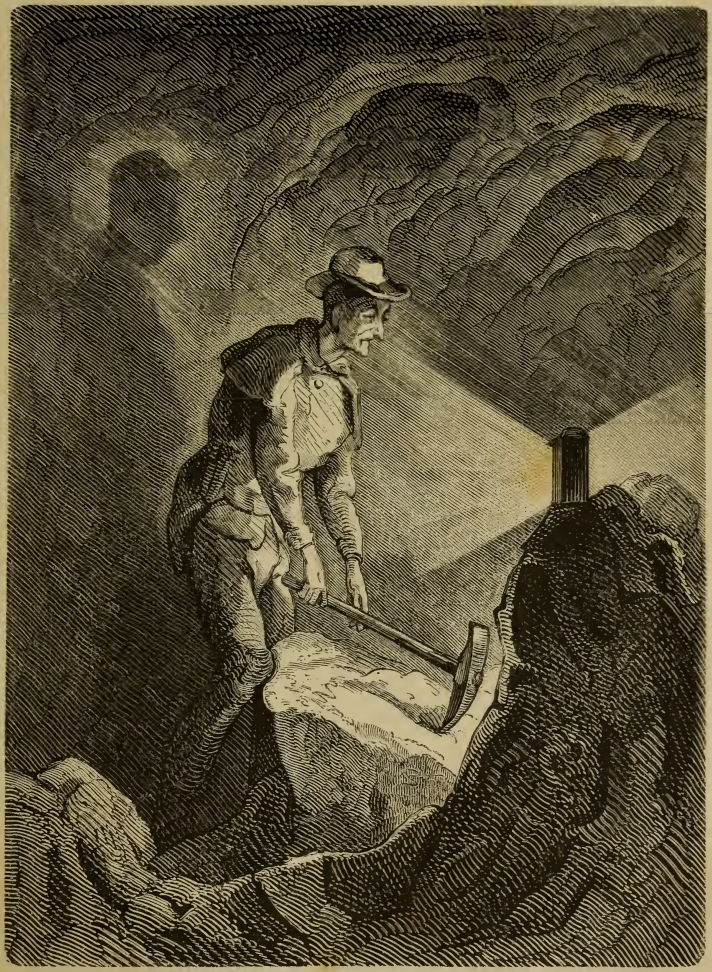
Die letzte Art, und größte Masse der Silbersclaven, besteht aus dem servus argentus communis oder gewöhnlichen Arbeitssclaven, welchen man in ober- und unterirdische Sclaven eintheilen und dann in Feuer- und Wassersclaven trennen kann.

Es würde wiederum ein Werk für sich geben, wenn man alle Arten des gemeinen Arbeitssclaven genau beschreiben wollte. Wir werden nur die bekanntesten von ihnen aufzählen.

Der eigentliche und richtige Silbersclave ist der unterirdische, Bergmann genannt, welcher das Silber aus den Tiefen der Erde herausholt. Dieser Arme muß die schwerste Sclavenarbeit verrichten, indem er in der finstern, feuchten Tiefe das harte Erz losbricht und herausschafft, wobei er jeden Tag sein Leben riskirt und von bösen Gasen und zusammenstürzendem Gestein erschlagen werden kann. — Er verbringt den größten Theil seines Lebens unter der Erde, um die wenigen Stunden oben im Tageslicht sich an elender Kost satt zu essen und wird endlich begraben, nachdem er viele Jahre im Grabe gearbeitet hat.

Ihm zur Seite steht der Kohlenbergmann, der die Kohlen für die Feuersclaven aus der Erde gräbt und dabei noch öfter sein Leben verliert, als der Erzgräber. Er findet aber eine große Beruhigung in dem Umstand, daß sein Prinzipal, der gewöhnlich viele Millionen durch ihn verdient, im Fall ein paar hundert Bergleute in den Schachten erschlagen werden, sofort bei der großen Nation für seine Hinterlassenen betteln läßt und diese so vor dem Verhungern sichert. — Er selbst macht sich nicht viel daraus, wenn ihn der Tod im Schacht ereilt, denn im Tageslicht findet er keine Annehmlichkeiten, die ihn besonders an das Leben fesseln könnten.

Die oberirdischen Sclaven sind zum größten Theil Fabriksclaven.



Unterirdischer Silberſclave.

Die Feuersclaven arbeiten in Eisenhämmern, Schmelz- Glasöfen und Maschinenbauereien. Es giebt Tag- und Nachtsclaven, denn die Oefen und Maschinen müssen ohne Rast jeden Tag vierundzwanzig Stunden lang Geld verdienen und dürfen nie still stehn. Die Feuersclaven müssen bei ihrer Arbeit viel schwitzen und haben deshalb stets Durst, was den übrigen Sclaven aber auch passirt.

Die Wasser- oder eigentlich Dampfsclaven arbeiten massenweis in den Fabriken, wo man Garn spinnt und Zeuge webt, überhaupt durch Dampfmaschinen allerlei Sachen anfertigt. Unter ihnen findet man viele weibliche Sclaven. Ein eigener Schlag, der den Namen „Fabrikmädchen“ führt.

Unter die gemeinen Silbersclaven gehören ferner auch Maurer und Zimmerleute, die sich durch ihren ungeheuren Eifer bei der Arbeit auszeichnen und noch viel mehr für ihren Lohn thun würden, wenn sie nicht ihren Aerger fortwährend mit den Tabakspfeifen

hätten, die niemals in Brand gerathen wollen, wenn sie sollen und viel Zeit und Mühe kosten. — Dann sind alle Handwerksgesellen Silbersclaven, sowie endlich auch die Handarbeiter und Tagelöhner.

Da einige schlaue Köpfe bemerkten, daß der Deficitmandarin große Summen aus der Masse der gemeinen Silbersclaven ziehe, so beschlossen sie, auch ihr Geschäftchen damit zu machen. Sie predigten den Arbeitern vor, daß es besser werden müsse und daß sie den Profit, den die Capitalisten jetzt einsteckten, selbst in die Tasche stecken und verthun könnten. Sie legten sich den großartigen Titel von So—ci—al—demo—cra—ten bei und versprachen in der Reichsversammlung der gelehrten und philosophischen Zöpfe dafür zu sorgen, daß jeder Arbeiter Sonntags spazierenfahren könne. Dagegen ließen sie sich für ihre Mühe, vor der Hand von jedem Arbeiter, wöchentlich eine Steuer von einigen Pfennigen zahlen, was

im Ganzen eine so hübsche Summe gab, daß sie zwar nichts für die Arbeiter thun, aber doch Champagner trinken und sich Equipage halten konnten, was den Silbersclaven unendliche Freude machte und woraus man sieht, wie klug und gutmüthig die große, herrliche Nation der philosophischen und gelehrten Zöpfe ist.

III.

Die Tintesclaven.

Alle Verhältnisse der großen, herrlichen Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe sind für einen Sohn des Reiches der Mitte so verwickelt und unnatürlich, daß ein Naturforscher, der dieses Volk in gehörige Classen und Ordnungen bringen will, fast den Verstand darüber verlieren muß.

Wir haben bei den Eisensclaven geglaubt, daß sie es sind, um die sich Alles dreht, die Alles beherrschen und von oben herab ansehen. — Wir haben dann bei den Silbersclaven bemerken müssen, daß sie eigentlich die herrschende Kaste im Lande sind und jetzt, da wir die Tintesclaven in ihre Ordnung einreihen wollen und ihre Eigenschaften betrachten, kommt es uns vor, als ob alle anderen Sclaven ihretwegen da wären, wenigstens stellt es sich als offenbar heraus, daß die hochmüthigen Eisensclaven im Grunde nur ihretwegen gehalten werden. — Es ist zum Verzweifeln mit diesem Volk. Der schwarze Bel—ze—bub—tsching mag da Ordnung hineinbringen.

Diese Tintesclaven sind eine europäische Specialität, die kein anderer Welttheil in der Art aufweisen kann. Wo sie sich außer Europa finden, da stammen sie ganz gewiß aus dem alten Lande ab, oder die Tintesclaverei ist von dort eingeführt.

Die verschiedenen Kasten, in welche die ganze Familie zerfällt, sind fast unzählbar, theilen sich jedoch in zwei Hauptclassen, die Regierungs- und Privatsclaven.

Die gefährlichste und kostspieligste Sorte ist die erstere, welche man auch Bu—re—au—kra—ten nennt. Sie selbst nennen sich gern Be—am—te, am liebsten aber kö—ni—gli—che — Be—am—te, womit sie ihre Zugehörigkeit zur Mandarinenkaste anzeigen wollen.

Die oberste und vornehmste Classe dieser Tintesclaven muß studiren, um zu ihrem Amt fähig zu werden und alle Eigenschaften eines guten Bu—re—au—kra—ten zu erlangen.

Das Studiren ist aber bei der großen herrlichen Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe eine äußerst schwierige und kostspielige Sache. Ohne dasselbe kann kein wahrhafter Bu—re—au—krat hergestellt werden.

Hat der junge, zum Tintesclaven bestimmte Mensch vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre in der gemeinen Schule gesessen, so kommt er auf das Gym—na—si—um, wo er in den bureaukratischen

Tugenden der Geduld und Entsagung geübt wird, indem er lernen muß, was er nicht mag und unterlassen, was er gern thun möchte.

Um seinen Verstand bureaukratisch zu bilden, läßt man ihn Sachen lehren, die er in seinem Leben niemals brauchen kann. Er muß z. B. griechisch und ebräisch lernen. Er muß Mathematik studiren, und lernen, daß das Quadrat der Hypotenuse mit dem Quadrat der beiden Katheten übereinstimmt, damit er bei künftigen Prozessen beide Partheien mit den Kosten über einen Kamm schert. Er muß die alten Classiker übersetzen, weil das noch Niemand genügend gethan hat und muß lateinisch lernen, um es dann zu vergessen.

Dagegen darf er keine Cigarren rauchen, keine bunten Bänder und Mützen tragen, sich nicht betrinken und nicht duelliren, Alles Sachen, auf die er ganz erpicht ist, und welche ihn doch eigentlich später zum Bu—re—au—kra—ten reif machen.

Ist er durch alle Classen des Gymnasiums gegangen und hat seinen gesunden Menschenverstand halb verloren, so bezieht er die

Universität, wo durch das Studium des Jus das bischen Rest bald fortgeht. Was etwa noch da ist, wird durch übermäßiges Biertrinken, „Kneipen", weggeschwemmt. Ist der Verstand fort, so geht die Gesundheit auch bald durch das Nachtschwärmen, Bierschlingen und Pauken darauf und der herrlichste Bu—re—au—krat wird fertig, denn es ist unbedingt nothwendig, daß ein solcher durch verdorbenen Magen und ruinirte Gesundheit ein elendes nörgliches Wesen erlangt, um die Amtswürde zu wahren und die Leute gehörig chicaniren zu können.

Außerordentlich wichtig für die künftige Amtswürde ist noch der Umstand, daß sich die jungen Bureaukraten, so lange sie Bieraukraten sind, für hoch erhoben über die andere Menschheit halten und alle Leute, welche sich nicht jede Nacht voll Bier füllen, Scandal machen und sich auf der Mensur „Schmisse" versetzen, Philister nennen. Dadurch wird schon bei Zeiten die rechte Grenzlinie zwischen Beamten und Nichtbeamten gezogen und der künftige Stolz des Bu—re—au—kra—ten gepflanzt.

Der Tintesclave beginnt gleich nach dem Mandarin, der eigentlich als oberster Tintesclave betrachtet werden kann.

Auf ihn folgt der Hofrath, oder der geheime Hofrath, auch der Geheimrath (Gehemderath) genannt. Geheimer Rath wird er deshalb genannt, weil aller Rath, den er ertheilt, ein Geheimniß bleibt und Niemand etwas davon erfährt.

Der Geheimrath ist alt, gewöhnlich dünnbeinig, von lederfarbenem Gesicht, wozu sich das blendendweiße Halstuch, welches er tragen muß, sehr schön macht. Auch soll er in der Regel keine Haare mehr haben, damit man die Organe seiner Verstandeskräfte auf dem glatten Schädel deutlich ausgeprägt sieht. Er bedeckt den kahlen Schädel gern mit einer Perrücke, denn in der guten Gesellschaft, mit der er umgeht, darf er nicht so viel Nacktheit zur Schau tragen. Wenn

er jedoch vor dem Bruder des Mondes und dem Sohn der Sonne erscheint, nimmt er aus Ehrfurcht die Perrücke mit dem Hut ab.

Er trägt, wie alle Tintesclaven, ein merkwürdiges Kleidungsstück, welches in China große Heiterkeit hervorrufen würde. Es ist dies eine schwarze Jacke, an der hinten zwei lächerliche Zipfel herabhängen, während vorn gar nichts ist, damit man die dünnen Beine gut sieht, welche in engen schwarzen Futteralen stecken. Besonders ehrwürdige Geheimräthe haben einen dicken Bauch, den sie mühsam auf den schwachen Beinchen forttragen, was sich sehr schön macht

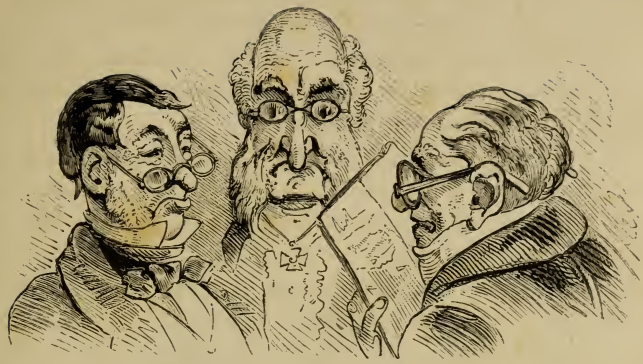
und ihnen das Ansehen von schwarzen Fröschen verleiht, die auf zwei Beinen zu gehen versuchen.

Wie bei uns die Mandarinen durch verschiedene Knöpfe ausgezeichnet werden, so zeichnet man hier die Geheimräthe durch kleine bunte Bänderchen aus, die ihnen in das linke Knopfloch gesteckt werden. Vor diesen unscheinbaren Bänderchen hat die große, herrliche Nation der philosophischen und gelehrten Zöpfe ungeheuren Respect und erweist ihnen fast göttliche Verehrung, weshalb ich lange geglaubt habe, daß sie zu den geheimen Götzen dieses Volkes gehören. Sie haben aber, wie ich durch die genauesten Forschungen erfuhr, mit der Religion gar nichts zu thun, und sind nur ein Zeichen treuer Sclavendienste, welches der Bruder des Mondes an seine Lieblingssclaven austheilt, damit sie das gemeine Volk als solche erkennen und ihnen seine Ehrfurcht bezeigen kann.

Es ist aber sehr schwer, ein solches Bändchen zu erlangen. Wer das will, der muß viele Jahre lang in die schwarze Jacke mit den zwei Zipfeln eingeknöpft gehen, muß stets ein weißes Halstuch und eben solche Handschuhe tragen, immer mit gekrümmtem Rücken stehen und Tag und Nacht bereit sein, sich auf den leisesten Wunsch des Bruders des Mondes, den Bauch aufzuschneiden. Hat er zwanzig bis dreißig Jahre lang diese Eigenschaften gezeigt und ist sein Rücken gehörig gebogen, dann wird ihm die Gnade eines Bändchens zu Theil und er glaubt, die höchste irdische Glückseligkeit errungen zu haben.

Die Tintesclaven tragen fast alle das Zeichen der Kaste, eine Brille, auf der Nase. Der Geheimrath führt sie von Gold, die niederern Sclaven, wie Secretaire und Actuare, von Silber, und die gemeinen Sclaven von Eisen oder Messing.

Als zweite Classe dieser Sclavenart können wir die Sec—er—tai—re betrachten, welche die Gedanken oder Befehle der Ge-



heimräthe und sonstigen Vorgesetzten zu Papier bringen und in verschiedene Formen fassen müssen, worauf sie von den gemeinen Sclaven, den Schreibern, copirt und versandt werden. Es giebt von den Secretairen wieder viele Abarten, als z. B. den Ministerialsecretair, der sich so viel einbildet, wie ein Geheimrath, — der Cabinetssecretair steht noch über ihm. Dann kommt der Gesandtschaftssecretair, der Privatsecretair adeliger Familien, der Theatersecretair u. s. w., deren jeder seinen eigenen Wirkungskreis hat.

Nach ihnen kommt das Heer der Actuare, Registratoren, Calculatoren, Referendare und sonstigen Beamten, deren Zahl gar nicht anzugeben ist und die jährlich so viel Tinte verschreiben, daß man unsere chinesische Mauer damit schwarz anstreichen könnte und doch noch genug übrig behielte, um alle unsere Amtsgeschäfte zu besorgen.

Diese Sclavenart ist durch ihre Schreibwuth die furchtbarste Plage des Landes und nur ihretwegen müssen die Eisensclaven auf den Beinen gehalten werden, weil sie sonst das Volk in ihren Tintefässern ersäufen würde. In ihrem Gefolge sind wieder die Ab—

vo—ca—ten mit einem unendlichen Schreiberheer, so daß fast auf jeden Einwohner des Landes zwei Tinteſclaven kommen.

Die Actuare und Referendare ſind es beſonders, welche das Volk plagen und ihm Geld koſten, was ſich dieſes ſonderbare Volk übrigens ſelbſt zuzuſchreiben hat.

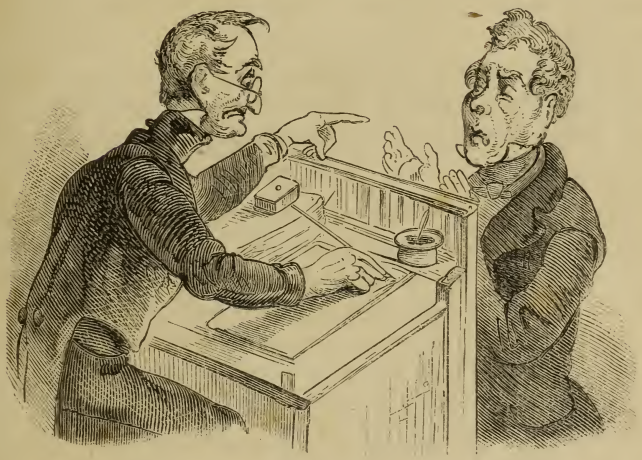
Wenn ſich nämlich ein Paar Leute dieſer Nation beleidigen, ſo gehen ſie zu einem Advokaten, laſſen ſich eine Klage machen und tragen dieſe zum Actuar eines Rügengerichtes. Nachdem ſie dann unendliche Scherereien und Wege gehabt, muß Jeder eine Summe bezahlen, die der Deficitmandarin erhält, worauf ſie zufrieden ſind.

Es giebt in dieſem Lande einen frommen und weiſen Mann, den ſie Rein—hardt nennen, und der die Leute immer, zu ihrem großen Aerger, abmalt und beſchreibt, wie ſie ſind. Dieſer Weiſe hat einmal eine Berechnung des Schadens gemacht, den ſo ein Bureaukrat jährlich anrichtet, welche Berechnung wir hier folgen laſſen, damit man ſieht, wie geduldig dies Volk iſt.

Ein ſolcher Bureaukrat erhält an Gehalt jährlich	600	Thaler.
Amtslokal und Heizung	150	„
Verbraucht an Papier, Tinte, Federn und dergleichen, jährlich	50	„
Er hat jährlich etwa mit 3000 Leuten zu thun. Da er Jeden mehrere Mal beſtellt und dann einige Stunden warten läßt, um ſeine Amtsmacht gehörig zu zeigen, ſo entſteht dadurch an Verſäumniß, Krankheit vor Aerger, Kurkoſten u. ſ. w. à Perſon ein Schaden von 1 bis 2 Thlr., macht circa	3000	„
	3800	Thaler.

	Uebertrag 3800	Thaler.
An Kosten macht er à Person wenigstens 6 Thlr.	18000	„
Sonst noch diversen Schaden	200	„
Macht Summa Schaden	22000	Thaler.

Dafür liefert er circa 8 Ballen Makulatur zum Einwickeln von Käse, Heringen und dergleichen.



Wenn man nun bedenkt, daß tausend solche Tinteſclaven der Nation jährlich einen directen Schaden von 22 Millionen machen, wozu noch mehr als 100 Millionen für die Eiſenſclaven kommen, die ſie zu ihrem Schutz brauchen, ſo muß man wirklich über die Geduld dieſes Volkes ſtaunen. Was ſoll man aber ſagen, wenn Leute, die in ſolchen Zuſtänden leben, ſich über uns Chineſen luſtig machen wollen? —

Der Bureaukrat war vor fünfzig Jahren noch eine mächtige Person und ward sehr gefürchtet und verehrt. Jetzt ist es anders, denn erstens ist die Nation doch etwas klüger geworden, und zweitens haben die Bureaukraten ihr Ansehen eingebüßt, weil sie durch ihren schlechten Gehalt als Hungerleider dastehen, denn die Preise aller Lebensbedürfnisse sind in dieser Zeit um das Dreifache gestiegen, während der Gehalt derselbe blieb. — Wer aber im Lande der gelehrten und philosophischen Zöpfe kein Geld hat, ist ein Lump, deshalb sind diese Tintesclaven dort fast ebenso verachtet, wie unsere Bonzen.

Vor vierzig Jahren war noch eine schöne Zeit für sie. Damals war noch jeder Actuar mächtig, wie ein Mandarin. Er schnauzte die Bürger an, nannte sie Er und ließ sie einsperren, wenn er Lust dazu verspürte.

Hatte ein Bürger etwas auf dem Gericht zu thun, so ließ ihn der Actuar einige Stunden warten (was auch wohl noch jetzt geschieht). Verlor der Bestellte die Geduld und sagte schüchtern zu dem Gewaltigen, der vielleicht eben das Tageblatt las: „Erlauben Sie, ich bin bestellt," so schrie ihn dieser wüthend an: „Halt Er sein Maul! und warte Er, bis man ihn fragt!" worauf er ruhig weiter las und ihn noch eine Stunde warten ließ. Dann putzte er seine Brille sehr sorgfältig, nahm eine Prise, sann lange nach und fragte endlich:

„Wer ist Er?"

Der Bürger nannte seinen Namen.

„Was will Er!" war die zweite Frage.

Auch dies ward erklärt, brachte aber den Actuar in keine bessere Laune, denn nun mußte er Acten durchsuchen. Nachdem dies brummend und schimpfend gethan war, schrie er:

„Er bezahlt drei Thaler, zwölf Groschen, oder will Er sitzen?“

Dabei griff er nach der Glocke, um den Bürger sogleich ins Loch stecken zu lassen, wenn er das Geld nicht herauszog, geschah dies, so schrie er:

„Scher Er sich fort!“

und die Verhandlung war zu Ende.

Wenn die heutigen Tintesclaven einen Dummen finden, der es sich gefallen läßt, so geht es noch so. Diese Dummen werden aber immer seltener, denn die Leute sind endlich dahinter gekommen, daß die Bureaukraten von ihnen bezahlt werden und wen man in diesem Lande bezahlt, von dem läßt man sich keine Grobheiten machen.

Der Bureaukrat kann aber seine frühere Herrlichkeit nicht vergessen und grämt sich fortwährend darüber, wodurch er oft von einer merkwürdigen Krankheit befallen wird. — Der große Dichter und Naturforscher Graf Pocci entdeckte im Jahre 1847 das erste, mit dieser Krankheit behaftete Exemplar und beschrieb es genau unter dem Namen: der Staatshämorrhoidarius, was in der Gelehrtenwelt viel Aufsehen machte und worauf man gleich tausende dieser Species fand.

Der Secretair ist etwas weniger vertrocknet, als der Actuar, Er hat mehr Nebeneinkünfte, als dieser, weil er viele Geheimnisse erfährt, woraus er Geld machen kann, wenn er es versteht. Am besten befindet sich aber der Advocat, wenn er viele Leute findet, die den Kopf in seine Schere stecken.

Dieser Tintesclave ist der gefährlichste von Allen, wenn er das Jus studirt hat, um die Gesetze zu dem anzuwenden, was sie eigentlich verhindern sollen. Ein solcher Advocat ist viel schlimmer, als zwei Räuberbanden, denn er plündert die Leute aus, ohne daß sie sich dagegen wehren oder klagen können. Er findet immer ein Gesetz, welches ihn bei seiner Plünderung unterstützt und seinen Raub sicher stellt.

Eine Art die Leute auszurauben, besteht in der Liquidation, oder der Manier, Rechnungen zu machen. Wer das Unglück hat, einen solchen Advocaten zu kennen und ihn auf der Straße zu treffen, der darf ihn nur grüßen, und fragen, wie es ihm geht, so kann er versichert sein, diese Begegnung als eine Conferenz angerechnet zu bekommen. Weigert er sich, diese zu bezahlen, so leitet der Advocat eine Correspondenz ein, die ein schönes Sümmchen kostet und verklagt schließlich den höflichen Mann, was wiederum viel Geld bringt, so daß ein solcher Gruß ungefähr so viel kosten kann, als wenn man einer kleinen Räuberbande in den Abruzzen in die Hände fiel.

Man kann sich nun denken, was für eine Rechnung bei einem langen Prozeß herauskommt. Wer den verliert, muß auch den Advocaten seines Gegners bezahlen und fällt noch obendrein den Gerichtstintesclaven mit den Kosten in die Hände, kurz, der kann sagen, „daß er in die Tinte gekommen ist".

Am gefährlichsten ist ein solcher advocatus diabolus, wenn ihn Jemand ein Testament machen läßt. Es ist schon tausendfach vorgekommen, daß er dann seinen eigenen Namen, statt desjenigen des Erben hineingesetzt und so diesen um die ganze Erbschaft betrogen hat. Kann er auf eine solche Weise hunderttausend Thaler und darüber erschnappen, und sich gut hinter die Gesetze verschanzen, dann ist er ein gemachter Mann, und kann noch ein Bändchen kriegen, denn, „wer Geld hat, ist kein Lump". — Dann sind die betrogenen Erben die Lumpe.

Eine andere Art Tintesclaven sind die Dip—lo—ma—ten. Diese werden zwar von den Regierungen bezahlt, das bleibt sich jedoch gleich, denn das Volk muß dennoch das Geld dazu hergeben.

Die Diplomaten machen in der neuesten Zeit recht gute Nebengeschäftchen mit den Silbersclaven in Compagnie.

Der französische und der russische Gesandte möchten z. B. gern Jeder ein Milliönchen verdienen. Dies machen sie folgendermaßen: Der französische Gesandte sagt zum russischen: „Lieber Fürst! Ihr

Prinz Peterwitschky will also die kalmückische Königskrone annehmen? — Ist er denn ganz und gar übergeschnappt? Diese Krone ist ja keinen Sou werth und schon wie sauer Bier ausgeboten worden!" — —

Der russische Gesandte sagt: „Lieber Graf! 's ist besser als gar nix und unser Prinz wird doch König. Zu Hause gilt er nix." —

„Na," spricht der Franzose, „mir kann's tout même sein. Aber wir wollen doch sehen, ob wir bei dem Spaß dem dummen Volk an der Börse ein Paar Milliönchen abjagen können. Ich werde mich morgen beim Minister gegen Sie sehr frappé wegen der kalmückischen Krone stellen und eine drohende Haltung annehmen. Sie spielen den Stolzen. Ich rücke mit einer Art Ultimatum raus und verlange, daß Ihr Prinz die Krone nicht annimmt. Sie sollen die Panik an der Börse sehen, wie die Papiere purzeln. Wir lassen von unsern Bankiers kaufen und spielen die Comödie so ein 14 Tage, dann verständigen wir uns. Die Papiere steigen und wir lassen verkaufen und theilen den Profit mit unsern Bankiers!"

Auf diese Weise wissen sich die Diplomaten ein recht nettes Nebenverdienstchen zu verschaffen. Es ist eine Art Spiel und nicht so langweilig wie Whist. Die klugen Leute können dabei nur gewinnen, da sie die Trümpfe selbst machen.

Man sieht hieraus, daß diese Tintesclaven sich gar nicht so übel befinden.

Desto schlechter geht es aber der letzten Sorte der Tintesclaven, dem tintographus communis, oder gewöhnlichen Schreiber.

Dieser arme Kerl muß bei Diplomaten, Gerichten und Advocaten Alles abschreiben und erhält für diese langweilige Arbeit monatlich etwa 6—8 Thaler. Dabei versucht er, den Bureaukraten zu spielen. Ist nun dieser in Folge permanenten Geldmangels halb verhungert und abgeschabt, so ist der Schreiber, bei sieben Achtel Verhungerung, eine wahre Vogelscheuche und Karikatur unter den

Tintesclave, Schreiber.

Tinteſclaven. Er iſt ſo mager, daß er in der Sonne keinen Schatten wirft, vertrocknet wie ein Stockfiſch, und immer hungrig wie ein Haifiſch. Er wohnt in Bodenkammern, hinter Feueressen, in Kleiderſchränken und unter Treppen, färbt ſich Hut, Frack und Hoſen mit Tinte ſchwarz und beſſert fortwährend ſeine Stiefeln ſelbſt aus. Sonntags macht er ſich Manchetten und Halskragen von Papier, welches er ſeinem Prinzipal mitnimmt, dann geht er auf's Land, und ſucht bei den Bauern ein Glas Milch und ein Stück Brod für ein Dutzend Stahlfedern einzutauſchen, die er gleichfalls „erſpart" hat. Iſt ihm dieſer Tauſch gelungen und kommt er Abends in die Stadt, ſo ſagt er: „Wir haben heute prachtvoll geſchmaust", oder gar „dinirt".

Der junge Schreiber iſt ſehr oft Poet und macht Gedichte an junge Damen, theils aus Begeiſterung, theils für Honorar; dann rechnet er ſich jedoch zu den Literaten.

Dieſe, welche man auch Dichter, Schriftſteller, Journaliſten nennt, nehmen bei der Nation der gelehrten und philoſophiſchen Zöpfe eine ſonderbare Stellung ein. — Halb werden ſie gefürchtet, und halb verachtet.

Das Allermerkwürdigſte iſt aber dabei, daß die große, herrliche Nation ihre beſten und berühmteſten Schriftſteller und Dichter bei Lebzeiten in Noth und Sorgen ſitzen und endlich verhungern läßt. Sobald Einer verhungert iſt, wird eine Sammlung veranſtaltet, von deren Ertrag dem Dichter dann eine Statue von Stein oder Bronze geſetzt wird, was ihn im Himmel jedenfalls ſehr freut.

Daß man dieſe Leute bei Lebzeiten nicht unterſtützt, hat ſeinen Grund darin, weil ſie erſtens mehr und beſſer dichten, wenn ſie Hunger haben, als wenn ſie gut eſſen, und zweitens eher zu „Unſterblichkeit" und „Ruhm" kommen, auch ſchlankere Geſtalten für die Monumente behalten. Sind ſie in guten Vermögensverhältniſſen,

so werden sie träge, dick und sehr alt, weshalb die Bildhauer ihre Noth mit ihren Bildern haben.

Den besten Beweis dafür liefern Göthe und Schiller. — Man sehe nur die Statue von Göthe an. Dieser Herr befand sich zeitlebens in den besten Verhältnissen, frühstückte, dinirte und soupirte jeden Tag ausgezeichnet, trank die feinsten Weine und machte deshalb die Verse:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte."

Obgleich nun Göthe sein Brod wohl niemals mit Thränen, sondern mit geräuchertem Lachs oder Caviar gegessen hat, ist dies Gedicht doch ganz naturgemäß, denn die Dichter besingen immer das, was sie nicht haben. — Göthe bekam von seinem guten Leben eine Unterkehle und einen Spitzbauch, weshalb ihm kein Schneider einen passenden Rock machen konnte und ihm dieser stets scheußlich saß. Er mußte auch die Hände immer auf den Rücken legen, um das Gleichgewicht etwas herzustellen. So sieht man ihn abgebildet und seine Figur, sowie sein verpfuschter Rock haben den Bildhauern Noth genug gemacht.

Wie schlank und monumentalgerecht sieht dagegen Schiller aus! Wie ein Obelisk gegen eine Sphinx. Obgleich er nicht geradezu verhungert ist, ward er doch stets so von Sorgen geplagt, daß an Spitzbauch und Unterkehle nicht zu denken war und er zur Freude der Bildhauer hübsch schlankleibig blieb, fast zu schlank für eine Marmorstatue.

Da die Verhungerungsmanier zwar sehr philosophisch und billig war, der Nation aber doch von den Nachbarn, die ihre Dichter bei Lebzeiten zu reichen Männern machen, viel Spott und Hohn einbrachte, so kam man auf die Idee, einen Fond zu sammeln, von dessen Zinsen man den nothleidenden Dichtern so viel geben konnte,

daß sie nur sehr langsam zu verhungern brauchten. Nach den philosophischen Lehrsätzen dieses Landes konnte es dem, dem es einmal sehr schlecht ging, noch ein bischen schlechter gehen und dem, dem es leidlich ging, noch ein wenig besser. Wer es deshalb sehr nöthig brauchte, dem gab man wenig, und wer es nicht brauchte, dem gab man viel.

Später machte man es aber noch besser und sammelte für berühmte Dichter gleich ein Vermögen, wozu, der Philosophie gemäß, die reichsten Leute sehr wenig, und die ärmsten am meisten gaben.

Einige wollen behaupten, dies heiße für die Dichter betteln und weisen mit Entrüstung auf die Nachbarländer hin, wo sich die Dichter Vermögen verdienen. Wer kann aber dafür, daß ein Mann, der Schriftsteller werden will, im Lande der gelehrten und philosophischen Zöpfe zur Welt kommt. Das ist als eine Strafe des Himmels zu betrachten, als ein unverschuldeter Unglücksfall, an dem Niemand Schuld hat, als der Mann selbst, weil er eben in einem solchen Lande Schriftsteller geworden ist.

Es setzen sich indessen nicht alle Schriftsteller ohne Vermögen der Verhungerung aus. Dies trifft nur diejenigen, welche sich mit poetischen Werken, dem höheren Drama und Trauerspiel beschäftigen. — Wer rechte miserable Possen mit anzüglichen Couplets macht, wie dies die Berliner Possenfabrikanten thun, der kann sich hübsches Geld verdienen. Ein Salingré und Jacobson nimmt für zwei seiner Schundpossen mehr ein, als der edle Benedix mit allen seinen guten Lustspielen verdient hat.

Auch die Journalisten, eine besondere Art der Literaten, stellen sich nicht so übel. Die bei den Regierungsblättern Angestellten, welche Leit- oder auch Leidartikel schreiben, womit sie das Volk für die Absichten der Regierung stimmen sollen, erhalten einen recht hübschen Gehalt und haben eine angenehme Stellung.

Von den übrigen Mitarbeitern eines Journales sind die Kritiker

oder Recensenten nicht übel daran, denn sie erhalten fortwährend Geschenke und werden zu Diners und Soupers eingeladen, damit sie ihre Feder nicht zu scharf einsetzen.

Es giebt aber auch eine Sorte, die ein kleines Raubgeschäft aus ihrer Kritik macht und den Künstlern das Geld mit der papiernen Pistole abzunehmen sucht, was indeß oft schlecht ausfällt, da Heldenspieler und Naturburschen nicht selten den Lohn der üblen Kritik mit dem Bambus auszahlen. — Der noble Kritiker ist ein sehr geachteter Mann und wird besonders von den Theaterdamen freundlich behandelt, deren kleine Schwächen er in seinen Kritiken unerwähnt läßt.

Nächst dem Recensenten ist es der Reclamendichter, welcher besonders in großen Städten ein gutes Geschäft macht. Er bekommt außer dem Honorar noch Alles umsonst. Er wohnt in einem Hotel, für welches er Reclame macht, umsonst. Er wird von

Schneidern umsonst gekleidet, wenn er Reclame für sie macht. Er frühstückt und speist umsonst zu Mittag und Abend für Reclame, fährt dafür bei Fiakern, Eisenbahnen und Dampfschiffen umsonst, und führt ein Leben, wie im Schlaraffenlande. Er besitzt gewöhnlich einen Magen, wie der Vogel Strauß und kann zwanzig Gläser Bier auf einen Sitz trinken.

Schwerer wird es dem Feuilletonisten, der Romane, Novellen und interessante Aufsätze für das Blatt schaffen soll. Er muß Fleiß und Talent besitzen und hat keine Nebeneinkünfte, während seine Arbeiten die meisten Leser anziehen.

Der niedrigste Tintesclave dieser Sorte ist der Reporter oder Berichterstatter, welcher die Tagesberichte zusammenträgt. Er muß Tag und Nacht, bei jedem Wetter, auf den Beinen sein, alle Selbstmörder und Unglücksfälle ausspüren, sich hinaus- und hineinwerfen lassen, und das Alles, um Notizen zu sammeln, die er per Druckzeile mit drei bis fünf Pfennigen bezahlt erhält.

Um fünf Zeilen für anderthalb Groschen zusammenzubringen, riskirt er fünfmal das Leben. Er läßt sich von einem Hagelwetter halb erschlagen, um darüber zu berichten. Er kommt beim Manöver unter die Pferde und Kanonen, um drei Groschen zu verdienen. Ebenso fürchtet er bei Feuersbrünsten weder fallende Dachgiebel, noch Schornsteine, und ist bei Ueberschwemmungen an den Stellen zu finden, wo man am leichtesten ertrinken kann, Alles, um zehn Zeilen Bericht zusammenzubringen.

Ein bedauernswürdiger Tintesclave ist ferner der Corrector, welcher die Druckbogen corrigirt und Jagd auf die Böcke der Schriftsetzer macht. Wer diese Arbeit nicht kennt, der kann sich einen Begriff davon machen, wenn er zwei Fässer voll Erbsen und Linsen untereinanderschüttet und sie dann wieder auseinandersucht.

Zu den Tinteſclaven gehören als beſondere Raſſe noch die Poſtſclaven. Man könnte ſie eigentlich, ihrem Weſen nach, zu den Bureaukraten rechnen, da ſie aber doch mehr zur Bequemlichkeit des Publikums dienen, (ſie mögen wollen oder nicht), und nicht, wie jene, nur Aerger und nutzloſe Koſten machen, ſo kann man ſie nicht zu ihnen zählen.

Die meiſten Poſtſclaven gehören dem Geſchlecht der Secretaire an. Sie haben, wie dieſe, viele Geheimniſſe unter den Händen, erfahren aber meiſtens nichts davon, wenn ſie nicht zu der Abtheilung gehören, welche eigens dazu angeſtellt iſt, ſich mit den Briefgeheimniſſen bekannt zu machen.

Die Mandarinen dieſes Landes ſind nämlich ſehr neugierig und möchten gern wiſſen, was man über ſie denkt und ſchreibt. Dies erfahren ſie nun zwar genügend aus den Zeitungen, ſie wollen jedoch auch die Gedanken und Abſichten dieſer und jener Perſon erfahren, und laſſen deshalb die Briefe derſelben vorſichtig öffnen, leſen und wieder zumachen, um den Inhalt bei Gelegenheit zu benutzen und ihre Maßregeln danach zu treffen.

Dies iſt eine herrliche Einrichtung und wäre der chineſiſchen Staatskunſt ganz würdig. Ob wir ſie in China haben, iſt mir unbekannt. Jedenfalls wird ſie aber mit der „Civiliſation“ eingeführt.

Da in dieſem Lande die Zeitungen faſt alle durch die Poſt verſchickt werden, ſo hat man ferner die kluge Anordnung getroffen, die böſen Journale, welche die Frechheit haben, die Regierung zu tadeln oder gar gegen ſie aufzutreten, (was bei uns den Verluſt des Zopfes reſp. der bürgerlichen Ehre nach ſich zieht), nicht mit fortzuſchicken oder wie man ſagt, ihnen den Poſtdebit zu entziehen. Damit macht man ſie am leichteſten zahm und iſt dieſe Erfindung abermals ein großer Triumph der Ci—vil—i—ſat—ion, die wir bei uns in China einführen müſſen.

Die gewöhnlichen Poſtſclaven waren früher durch ihre Grob-

heit berühmt. Da aber in diesem Lande kein Zustand constant bleibt, so ist auch diese Eigenschaft nicht oft mehr zu finden, sondern nur hie und da anzutreffen, wo ein Postsclave gerade übler Laune ist. Im südlichen Bier- oder Baierlande waren sie so grob, daß die Regierung ihnen strengen Befehl zur Höflichkeit gab und der Oberpostmandarin in einer Versammlung den Postsclaven folgende denkwürdige Rede hielt:

„Meine Herren! Es ist die Pflicht eines jeden Menschen, dem anderen mit der größten Höflichkeit entgegen zu kommen. Leider habe ich aber in Erfahrung gebracht, daß ös Malefiz-Grobiane seid, die mit den Leuten so saugrob umgehen, daß euch ä Milliondonner-

Der Postsclave.

wetter auf'n Hals fahren soll, wenn's nit anderst wird. I' will enk zeigen, was Höflichkeit is, meine Herren!!!"

Die Postbeamten waren von dieser zarten Ermahnung so gerührt, daß sich sofort jeder ein Complimentirbuch kaufte und künftighin nur halb so grob war. Es soll Hoffnung vorhanden sein, daß sie bis Ende dieses Jahrhunderts so höflich werden, daß sie mit dem Publikum nur in Versen sprechen. Bringt z. B. eine junge Dame einen Brief mit rosenrothem Couvert und bittet, eine Marke darauf zu kleben, so nimmt ihn der Postsclave, besieht ihn, klebt die Marke darauf und sagt:

„Ein Liebesbriefchen ohne Zweifel?
Was warten Sie denn noch, zum Teufel!"

Dann kommt eine Dame und verlangt mit vielen Complimenten eine Groschenmarke. Der Postsclave reicht sie ihr durch das Fenster und sagt verbindlich:

„Da haben Sie 'ne Groschenmarke,
Nun gehen Sie mit Ihrem Quarke!"

Dann kommt ein junger Mann und fragt, was ein Brief nach der Türkei kostet? Der Sclave sieht nach, und ruft heraus:

„Acht Groschen kost's nach der Türkei!
Gott's Donner, wär die Fragerei!"

Hierauf will ein alter Herr wissen, wie schwer ein Brief ist? Der Sclave wiegt ihn und sagt:

„Der Brief wiegt anderthalbes Loth,
Man hat doch seine liebe Noth!"

So wird der Postsclave Alles in Versen abmachen, weshalb die Kinder, welche man zur Postcarriere zu erziehen gedenkt, jetzt schon zu Improvisatoren gebildet werden.

Der Briefträger ist insofern zu den Tintesclaven zu rechnen, als er ihre Arbeiten austrägt. Er ist der geplagteste Tintesclave und erhält am wenigsten Lohn. Der arme Sclave muß in jedem

Wetter treppauf, treppab laufen und den Leuten Lust und Leid bringen. Er trägt jeden Tag Tausende bei sich herum und hat dabei zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben, aber er läuft, bis ihm der Tod endlich Ruhe verschafft.

Zu den Postsclaven gehören noch die Conducteure und Postillone, welche von den Eisenbahnen nach und nach ausgerottet werden. Unter die Tintesclaven kann man die letzteren nicht rechnen.

Eine Art Halbtintesclaven, indem sie mehr zu den Silbersclaven gehören, sind alle Comptoiristen, die wir schon bei der vorigen Classe anführten.

Die Schulmeister gehören ebenfalls mehr den Lehrsclaven an.

Auch die Notenschreiber sind zu den Musikclaven zu rechnen.

Eigentlich wären auch alle die, welche in der Tinte sitzen, oder hinein kommen, zu den Tintesclaven zu zählen, obgleich sie, wie z. B. die Börsenleute, welche Pleite gehen, zu den Silbersclaven, oder die Schauspieler, die durchgehen, zu den Theatersclaven gehören. Wir wollen sie aber vorderhand bei ihren Hauptclassen lassen und zu einer anderen Art übergehen.

IV.

Die Lehrsclaven.

Ein großer Theil dieser Sclaven gehört, wie schon erwähnt, unter die Tintesclaven, während der andere Theil durchaus nicht dazu gerechnet werden kann.

Die Lehrsclaven haben ihr Fach studirt, nicht um es zu können und auszuüben, sondern um es andere Leute wieder zu lehren. Es geht ihnen, wie den Bienen, die den Honig mühsam für Andere zusammen tragen.

Ein Lehrsclave muß von der Natur vor allen Dingen mit Geduld ausgestattet sein, und zwar mit einem riesigen Vorrath von dieser Tugend, ohne welche er die Bürde seiner Sclaverei nicht lange tragen könnte, ohne sich todt zu ärgern.

Es ist auch hier wie bei allen Sachen in diesem Lande. Diejenigen, welche die Leute lehren, was sie nicht brauchen können, stehen oben an, und die, welche das Volk das Nothwendigste lehren, nehmen den letzten Platz ein und nagen am Hungertuche.

Als erster Lehrsclave kann der Professor gelten, der in seiner Eigenthümlichkeit nur im Lande der gelehrten und philosophischen Zöpfe zu finden ist und nirgends so gedeiht.

Der Professor ist ein sonderbares Wesen. Er hat sich so voll Gelehrsamkeit gepfropft, daß der gesunde Menschenverstand keinen

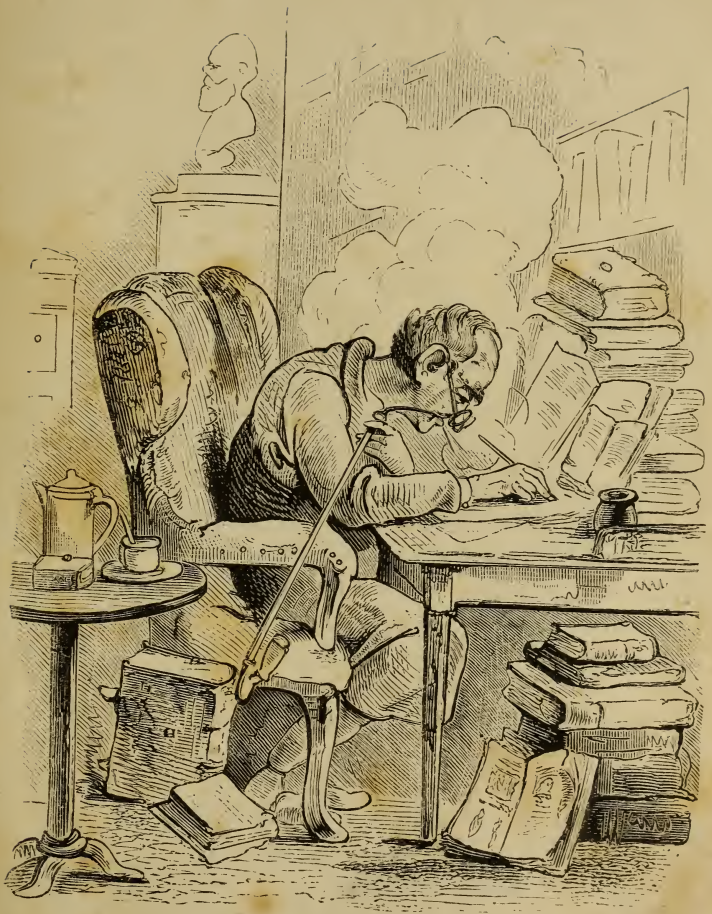
Platz mehr in ihm behielt und heraus mußte. Er verachtet überhaupt den gesunden Menschenverstand und es ist sein Geschäft, ihn möglichst auszurotten, weil er im Staatsdienst nicht zu verwenden und nur hinderlich ist. Durch das Uebermaß von Wissen, welches er in den Schubladen seines Gehirns aufgespeichert hat, wird er im gewöhnlichen Leben etwas „confus," welcher Zustand indeß nicht von unserem großen Weisen Confucius abgeleitet ist. — Er lebt meist in der Vorzeit und schwärmt für „die Alten." Er vagabundirt mit Ulysses umher, und schwimmt mit ihm an der Küste von Scheria hin, natürlich im Schlafrock und mit der langen Pfeife, wobei er Kaffee trinkt und über die Brille weg durch den Tabaksqualm nach dem Fluß sieht, wo Nausikaa ihre Gewänder wäscht. Er geht mit Odysseus der Phäakentochter entgegen und wickelt sich fester in den Schlafrock, wenn er liest, wie Ulysses mit nerviger Rechten einen Zweig bricht und ihn als Badehose benutzt. — Es ist ein Glück, daß unser Professor nicht damals neben Ulysses aus dem Lorbeerbusch kam, denn Nausikaa wäre ohne Zweifel mit allen Mädchen davongelaufen, so muthig sie auch war. Hätte unser Professor aber in Wirklichkeit mit Ulysses schwimmen müssen, er wäre in den ersten fünf Minuten ertrunken.

Da er vom Schwimmen so viel versteht, wie ein Kanarienvogel, auch niemals in den Fall gekommen ist, diese Kunst anzuwenden und sich bei der Schwere seiner Gelehrsamkeit nicht aus einer Entenpfütze würde retten können, wenn er hineinfiele, so findet er es ganz natürlich, daß Ulysses zween Tage und Nächte im wogenden Aufruhr umhertrieb, und hält am nächsten Tag eine Vorlesung über die Theorie der alten klassischen Schwimmkunst. Ist er Philolog, so schwärmt er von der klassischen Sprache der Hellenen und beweist haarklein, wie Homer in seinen Hexametern bei der Beschreibung von Achills Schild das Hämmern des Vulkan beim Arbeiten darstellte. Er legt

ein Buch (als Schild) auf den Katheder (als Ambos) und schlägt mit dem Brillenfutteral (als Hammer) darauf, wobei er die griechischen Worte in „ram de damm, ram de damm, ram damm, ram de damm, ram de damm, ram damm" umwandelt und das Klappern des Hammers als Daktilen und Trochäen erklärt. — Auch im Deutschen giebt er der Situation passende Worte, z. B. bei „prasselnd mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor," oder „säuselnd mit Zephirgeflüster u. s. w." — Freilich muß er gestehen, daß das Wort nicht immer der Sache entspricht, weder im Deutschen, noch im Griechischen, denn das deutsche Wort „Schneider" klingt zwar noch schrecklicher, wie „Donner", bezeichnet aber kein so gefährliches und gewaltiges Ding, als das griechische Wort „Zevs oder Zeus," welches weit eher für den Schneider paßte.

So sehr der Professor nun auch mit den Helden des Alterthums vertraut ist, so wenig ist er in der Regel selbst Held, besonders seiner Gattin gegenüber, unter deren Joch er oft schwer seufzt, so daß er Lehr- und Ehesclave zugleich ist. In diesem Fall spricht er nicht gern von Sokrates, wenn er nicht als Philosoph dazu gezwungen ist. Eine Heldentugend besitzt er jedoch, und zwar die Geduld, welche er als Schild zwischen sich und seine Schüler stellen muß. Als Gymnasialprofessor gegen das leichte, aber unermüdliche Volk der Schleuderer und Bogenschützen, die ihre schlimmen Streiche aus allen Classen von prima bis quinta gegen ihn richten, und als Universitätsprofessor gegen die schweren Corps der Burschen- und Landsmannschaften.

Man gewöhnt sich jedoch in dieser Welt an Alles, und wie die russischen Beamten sich wundern würden, wenn eines Tages kein Angriff von den Schmugglern erfolgte, so würde sich der Professor wundern, wenn ihm sein Auditorium keinen Possen spielte. Wie gegen die Ehesclaverei, so ist er gegen die Lehrsclaverei abgehärtet und docirt ruhig weiter, wenn er nur seine Collegiengelder, Pfeife



Tintesclave, Professor.

und Kaffee auf Discretion erhält, denn Kaffee trinkt er beim Studiren, der Tassen ohne Zahl. Ist die Frau Professorin aus dem Süden, schön dunkel und duftend, zween auf das Loth, ist sie aus Sachsen und gar aus dem großen Pleißathen, dann hell von Farbe und zwölf Tassen, wohl auch mehr vom Loth, was man in diesem Lande „Blümchenkaffee" nennt, vielleicht aus demselben Grunde, aus dem man in China eine Sorte Thee „Blüthenthee" nennt, obgleich eine Aehnlichkeit zwischen beiden Getränken sonst nicht existirt.

So gelehrt nun der Professor ist, und so sehr er sein Fach als Jurist, Mediciner, Theolog oder Philosoph bis in die äußersten Ecken versteht, so wenig wäre es rathsam, seine Hilfe im praktischen Leben zu suchen. Der juristische Professor würde seinem Clienten, durch die Führung der einfachsten Injurienklage gegen einen praktischen Advokaten, solchen Aerger bereiten, daß er krank würde und dem Mediciner in die Hände fiele, worauf ihn dieser dem Theologen, als Tröster auf himmlische Freuden überliefern und, wenn er dabei nicht zu Grunde ginge, für den Philosophen reif machen würde, damit ihn bei dessen praktischer Philosophie ein Grausen vor allen vier Fakultäten erfaßte; und dann hätte eigentlich jeder Professor das Beste gethan, was er thun konnte. Denn wehe Jedem, der in diesem Lande einem Jünger dieser Fakultäten in die Hände fällt. Dies kostet Geld und abermals Geld, oder gar das Leben. Fällt er dem Theologen in die Hände, so wird er entweder getauft, confirmirt, getraut, geschieden, oder gar in den Himmel, oder die Hölle geschickt, und das kostet Alles Geld. Fällt er dem Mediciner in die Hände, so ist er eben so schlimm daran, als beim Juristen, nur daß ihn dieser vollständig für den Philosophen reif macht, indem er ihm das letzte Hemd vom Leibe zieht und ist dies hin, dann geht bei der großen, gelehrten Nation, die Philosophie an, gerade wie vor Zeiten beim Diogenes, als er bis zur Tonne herunter gekommen war.

Was die Figur des Professors betrifft, so ist er meist mager von Gestalt und Gesicht, in dem eine Brille fast niemals fehlt. Trotz des bewaffneten Auges ist er sehr geneigt, über Hindernisse weg, oder in Kellerlöcher hineinzufallen, da er stets in ferne Jahrhunderte oder Zonen blickt. Unter dem Hut hängt oft ein Zipfel der langen Haarseite auf der kurzen vor und wedelt anmuthig, wie die Zöpfchen unserer chinesischen Gelehrten. Auch ein Bändchen vom Halskragen sieht man zuweilen beim Ohr, oder die Bänder der Unterhose neben den Stiefeln in der Sonne spielen.

Dicke Exemplare von Professoren sind seltener und, wenn sie vorkommen, in ihren Eigenschaften abweichend von der Hauptart.

Der Arbeiter, welcher im Schweiße seines Angesichtes, das Holz aus dem Gröbsten arbeitet, woraus der Professor dann Staatsbeamte und dergleichen schnitzen soll, ist der gewöhnliche Lehrer, Schullehrer, auch Schulmeister genannt. Wenn er den letzteren Namen führt, ist er meistens insofern „Meister" seiner Schule, als er dieselbe ad baculum regiert, und seinen Rangen das ABC und das Einmaleins, mit Hilfe des Bambus, einbläut. Ein Beweis, daß die Lehrkunst aus China stammt.

In den großen Städten hat man, um die Jugend schon bei Zeiten an die Eisensclaverei zu gewöhnen, Lehrkasernen gebaut, in denen die Kinder der Nation, sobald sie laufen können, den ganzen Tag mit der Erlernung alles dessen zubringen, was sie können müssen, um wenigstens zum Steuernzahlen brauchbar zu werden. — Sie müssen lesen lernen, damit sie die neuen Gesetze über neue Steuern lesen können. Dann müssen sie schreiben lernen, um die Steuerbogen zu unterschreiben, und endlich rechnen, um die Ausgaben für ihr Leben so einzurichten, daß genug für den Steuereinnehmer übrig bleibt; denn es ist in diesem Lande das größte Verbrechen, nach Mord und Raub, wenn man die Steuern nicht bezahlt. Es giebt zwar eine Menge schändlicher Individuen, welche ohne jegliches Besitzthum, als das, was sie auf dem Leibe tragen, all ihren Verdienst verthun, und dafür gut essen und trinken, ohne der heiligen Pflicht des Steuerzahlens zu gedenken; diese Verbrecher sind aber dem großen Deficitmandarin ein Gräuel und sehr schlecht angesehen. Es ist eben noch eine schwache Seite der Gesetzgebung, daß sie sich darin nicht nach uns richtet und solche schändliche und gefährliche Sclaven in den Block spannt, oder so lange bambusirt, bis sie Steuern zahlen.

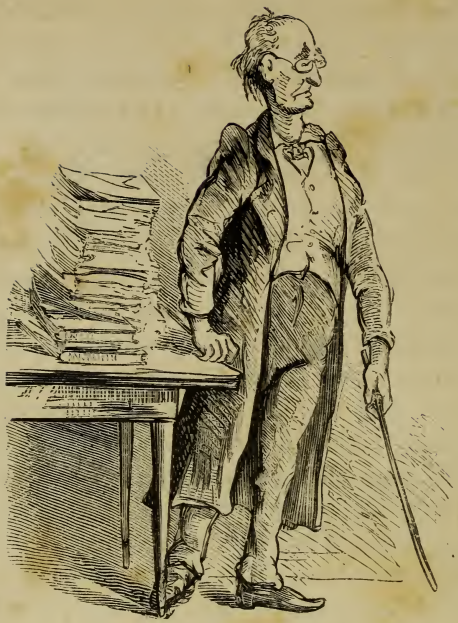
Der erste Lehrsclave, welcher über die Lehrkaserne gesetzt ist, heißt der Di—rec—tor. Er muß soviel wissen, daß er beinahe

Professor werden könnte, und muß in neuester Zeit sogar ein Stu—dent gewesen sein.

Vor noch nicht langer Zeit war dies nicht nöthig. Es konnte Jeder, der gut zu schreiben, lesen und rechnen verstand, einige lange Tafeln, Bänke, Tintefässer und spanische Röhrchen besaß, eine Schule halten und ein paar Unterslaven anstellen, die sich mit ihm in den Aerger theilten und ihm die Ran—gen prügeln halfen. — Diese Art der Lehrsclaverei hatte jedoch große Nachtheile für die Regierung, denn da die Unterlehrsclaven schlecht bezahlt, und stets nahe am Verhungern waren, so wurden sie naturgemäß Alle Democraten, und impften der Jugend das Gift der Democratie ein. Dieses Gift fraß denn auch im Stillen so um sich, daß es beinahe zum Untergang des heiligen Geschlechtes der Mandarinen führte. Der Zeitpunkt, in dem dieses Unglück ausbrach, wird mit „a c h t — u n d — v i e r — z i g" bezeichnet, ging aber glücklicherweise ohne Schaden für die hohe Kaste vorüber, weil die Lehrsclaven noch nicht genug gehungert hatten, um vollständige Democraten zu werden.

Die Mandarinen waren klug genug, diesen Umstand sofort einzusehen und Anstalten zu treffen, die Gefahr von dieser Seite abzuwenden. Vor allen Dingen mußten die Directoren der Schulen „studirt" und dadurch bureaukratischen Geist erlangt haben. Dann wurden die Schulen selbst kasernenartig eingerichtet, das Privatgeschäft hörte auf und die Lehrsclaven wurden den Vätern der Stadt unterthan, um später an die Mandarinen überzugehen.

Eine große Umwandlung ging aber mit den Unterlehrsclaven vor. Die eben vorhandenen wurden vor allen Dingen besser bezahlt, damit sie gut gesinnt, d. h. nicht democratisch würden. Um aber die Sache noch sicherer in den Händen zu haben, legte man Erziehungsanstalten, „Se—mi—na—re," an, wo die Lehrsclaven von Jugend auf in „der Furcht des Herrn" erzogen werden, und vor



allen Dingen Loyalität und Demuth lernen, um diese Eigenschaften der Jugend beizubringen. Die Lehrsclaven stehen dann unter der fortwährenden Aufsicht der Bonzen. Sie dürfen sich keinen Schurrbart wachsen lassen, müssen immer ein feierliches Gesicht machen und gen Himmel blicken, und dürfen sich nur mit einem altmodischen Frack und einer alten Angströhre bekleiden. Sie sollen gar nicht in Wirthshäuser, aber sehr oft in die Kirchen gehen, nur geistliche Lieder singen und Thee trinken, und müssen sich immer zwei Mannslängen von den Töchtern des Landes entfernt halten, wenn sie keine Frau haben. Sie stehen Tag und Nacht unter der Controle der

Bonzen und man muß sich wundern, daß es noch Leute giebt, die ein so jammervolles Sclavenleben ergreifen. Es ist eben die Noth, welche sie dazu zwingt, denn das Land ist fast ebenso übervölkert, wie China. Wenn diese Leute etwas Anderes thun könnten und nicht von dem festen Gehalt gelockt würden, so dürfte man sehr schwer Jemand für solche leibliche, geistige und ärgervolle Sclaverei finden.

In den Gegenden, welche von großen Städten entfernt liegen, giebt es viele Lehrsclaven, welche von den Bonzen nicht so streng

gehalten werden, weil man sie sehr schlecht bezahlt, so daß sie neben dem Bambus noch den Fiedelbogen führen und den Bauern zum Tanz aufspielen, oder als Tagelöhner arbeiten müssen.

Ihre Gelehrsamkeit ist nicht groß, denn wenn sich unter ihnen auch manche befinden, die früher Studenten waren, so haben diese doch nicht studirt, sondern auf der Universität nur Bier getrunken und „gepaukt", was sie nun am Tage auf den Rücken der Dorfjugend und Abends im Tanzsaal auf der großen Trommel fortsetzen. Die Mandarinen verlangen von diesen Lehrsclaven besonders, daß sie der Jugend den Glauben beibringen, sie sei dazu auf der Welt, um für den Sohn der Sonne und Bruder des Mondes zu arbeiten und Haut und Haare zu lassen, was die Jugend in den großen Städten gar nicht mehr glauben will.

Außer diesen officiellen existiren noch eine Menge Privatlehrsclaven, welche zum Theil verschiedenen anderen Classen, wie den Tinte- und Musikclaven, angehören.

Die vornehmste Art davon ist der Hauslehrer, oder Informator. Er muß alles Mögliche können, muß Musik- und Tinteclave sein, die Kinder im Malen, Dichten, Reiten, Schwimmen und allen sieben freien Künsten unterrichten, das Clavier stimmen, den Papagei sprechen lehren, die Frau des Hauses in die Kirche begleiten, Noten abschreiben und beim Spiel der Töchter umwenden, beim Whist den vierten Mann machen, kurz er muß unzählige Dienste leisten und, für wenig Geld, Tag und Nacht auf den Beinen sein.

Wo ein solcher Tausendkünstler fehlt, da müssen verschiedene Lehrsclaven angenommen werden. — Wenn ein Vater mehrere Töchter besitzt, (was bei dieser Nation ein großes Unglück genannt werden kann, da er sie nicht, wie bei uns in China, in das Wasser werfen lassen darf), so müssen diese Töchter lauter Sachen lernen, die sie nicht gebrauchen können, oder die nichts nützen. — Wenn die Söhne lateinisch, griechisch und hebräisch lernen, so lernen die Töchter ein Französisch, das die Franzosen eben so wenig verstehen, wie die Griechen das Griechisch, oder die Römer das Latein der Söhne.

Dann lernen die jungen Damen nach Noten schreien und dazu Clavier spielen, was zusammen ein Getöse abgiebt, wobei ein Chinese, der plötzlich in dies Land käme und die Sitten und Gebräuche der Nation nicht kennte, vor Furcht und Schrecken umfallen würde, denn er müßte glauben, daß man Jemand ermorde und sein Hilfgeschrei durch den Lärm von Tamtam und Zimbeln verbergen wolle.

Wie die Verwandten und Nachbarn es aushalten können, wenn eine junge Dame drei, vier Stunden lang mit beiden Händen auf dem Clavier herumfährt, was genau so klingt, als wenn die Jungen bei unserem großen Laternenfest den Katzen Klemmen in die Schwänze machen und sie auf die Dächer lassen, kann ich nicht begreifen. Wenn sie aber von den paar Stunden nicht wahnsinnig werden, so müßte es doch der Clavierlehrsclave längst sein, der dieses Wimmern von unten nach oben, und von oben nach unten, den ganzen Tag und das ganze Jahr anhört. Ich glaube aber, er ist abgehärtet dagegen, wie die Matrosen gegen das Schwanken des Schiffes. Er hört wahrscheinlich gar nichts mehr von dem Jammer.

Wenn der Clavierlehrsclave alt und abgehärtet ist, giebt er in acht Stunden gewöhnlich zehn Clavierstunden, indem er von jeder Stunde geschickt eine Viertelstunde abkneipt. Ist er ein sehr berühmter Musiksclave, der die Stunde mit zwei bis drei Thalern bezahlt erhält, so kneipt er wohl auch zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten ab. Ein alter Musiksclave ist den jungen Damen nicht gefährlich, weshalb sich die Frau Mama nicht durch Tonleitern bei der Stunde martern zu lassen braucht. Junge Musiksclaven sind jedoch sehr gefährlich, indem sie gern Liebschaften mit ihren Schülerinnen anknüpfen, wodurch es nöthig wird, daß der Unterricht stets bei Bedeckung der Mama oder einer Tante stattfindet.

Mit den Kunstsclaven, welche die jungen Damen lehren, wie man eine Leinwand mit Pinsel und Farbe bunt macht, ist es ganz

derselbe Fall. Auch hier zieht man die alten Sclaven vor, welche schon kahle Köpfe haben, weil diese weniger geneigt sind, die Schülerinnen zu lieben, als die jungen Sclaven mit langen Haaren.

Für die männlichen Schüler der Musiksclaven, besonders für die, welche später selbst der Musiklehrsclaverei verfallen, hat man Kasernen eingerichtet, worin sie den Lärm auf verschiedenen Instrumenten machen. Eine solche Kaserne heißt Conservatorium und die Schüler Conservatoristen. Dieselben tragen, wie alle jungen Kunstsclaven, lange Mähnen und (wenn sie welche haben) Bärte. Wenn sie Tanzmusik hören, kriegen sie Krämpfe, weil ihr Gehör und Geschmack so fein ist, daß sie solche gemeine Musik nicht vertragen können. Sie beten einen Gott an, der Beethoven heißt, und hören so lange nur seine Symphonien, bis sie den Verstand verlieren und sich selbst für solche Götter halten, worauf sie es meist so weit bringen, daß sie Tanzmusik machen und ihre Nachkommen dadurch wieder mit Abscheu erfüllen.

Der Tanzlehrsclave folgt hinter dem Musiklehrsclaven. Er ist insofern ein geplagter Mann, als er wie ein Gummiball durch das Leben hüpfen muß, denn er macht seinen Schülern Tag für Tag die Sprünge vor, die sie an Ballabenden ausführen müssen.

Da die Leute in diesem Lande nicht, wie wir in China, auf dem Bauche kriechen, wenn sie zu einem Vornehmen kommen, sondern mit den Beinen und dem Oberkörper einen rechten Winkel bilden und wenn der, den sie grüßen, sehr vornehm ist, ganz zusammenklappen, so lehrt sie diese Ceremonie auch der Tanzmeister. Das Kriechen vor den Vornehmen und Reichen des Landes, welches noch außerdem so gut, wie bei uns, stattfindet, führt Jeder auf seine eigene Art aus, je nachdem er von der Natur dazu mit Talent versehen ist.

Die verschiedenen Handwerker, welche sich Sclaven für ihr Handwerk ausbilden, kann man so eigentlich nicht unter die Lehrsclaven rechnen. Nur bei den Schneidern, welche auf die anderen Handwerker mit großem Stolz herabsehen, giebt es eine Ausnahme. Sie haben eine Akademie, wo sie wie die Studenten studiren, wenn man das Bierkneipen und Duelliren abrechnet. Die Schneiderakademie ist bei Elb—Floh—Renz in einem großen Tempel mit Säulenhallen. Hier werden von Priestern der Schneiderkunst die Geheimnisse derselben gelehrt. Der Oberpriester heißt Müller, die Unterpriester Schulze und Schmidt. Diese drei Namen sind bei der großen, freien Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe heilig und stehen fast so hoch, wie der Name Lehmann, der ungefähr so heilig ist, wie bei den Egyptern der Name Pharao.

Die vielerlei Abarten der männlichen und weiblichen Lehrsclaven zu beschreiben, ist unnöthig, da jede immer der Hauptart gleicht und nur nach der Lebensweise und den Aufenthaltsorten mehr oder weniger stattlich oder verkümmert ist. Das bessere oder schlechtere Befinden der Lehrsclaven ist jedoch stets ein sicheres Zeichen des guten oder schlechten Zustandes der höheren Kasten, in den verschiedenen Provinzen des Landes.

V.

Die Kunstsclaven.

Auf die Classe der Tintesclaven, und theilweise in Verbindung mit ihnen stehend, folgen die Kunstsclaven.

Wenn die oben beschriebenen Arten in der Mehrzahl zur Plage und zum Aerger ihrer Mitmenschen existiren, so dienen die Kunstsclaven nur zum Vergnügen. Im Fall sie je Plage und Aerger, (wie Clavierspieler oder Karikaturmaler), verursachen, thun sie wenigstens keinen Schaden und bringen Niemand um das Leben, obgleich man durch einen fleißigen Clavierspieler an den Rand des Grabes gebracht werden kann.

Die Kunstsclaven werden in verschiedene Classen eingetheilt, von denen sich jede für die höchste und wichtigste hält und die andern gründlich verachtet. — Sie bestehen aus:

a) den Thonkünstlern, oder Bildhauern, so genannt, weil sie ihre Figuren aus Thon modelliren;

b) den Tonkünstlern oder Musikanten, die mit Tönen modelliren, was sie auch komponiren nennen. Dies thut jedoch nur ein kleiner Theil, der eigentlich zu den Tintesclaven gehört. Die praktischen Tonkünstler blasen und geigen das, was die ersteren geschrieben haben;

c) die Mimen oder Schauspieler, wozu auch die Opernsänger gerechnet werden, weil sie auf der Bühne sichtbar sind, obgleich es oft besser wäre, wenn man sie nur hörte und nicht sähe;

d) die Maler mit den Abarten von Kupferstechern, Zeichnern, Lithographen u. s. w.

Die Kunstsclaven, welche am meisten für das Publikum arbeiten, die Mimen, bilden einen eigenen Staat, welchen man das Reich der Theatersclaven nennen könnte.

In diesem Reich stehen sich zwei mächtige Kasten gegenüber, die sich, wie schon oben gesagt, gründlich verachten.

Die eine Kaste, welche sich Mimen, Schauspieler, oder dramatische Künstler nennt, spricht nur und würde es für eine große Entwürdigung halten, wenn man ihr zumuthete, daß sie singen sollte. Ein Theil singt zwar auch mit, wenn es nöthig ist, wird aber dafür von den großartigen tragischen Mimen und den Opernsängern zugleich verachtet, und zwar von letzteren, weil diese es wiederum für eine Schande halten, auf der Bühne zu sprechen.

Von den tragischen Mimen nimmt den ersten Platz der Heldenspieler, oder ewige Liebhaber ein. — Dieser ist so schön, daß es ein Wunder ist, daß ihn der Tod nicht schon in der Kindheit ereilte, weil zu schöne Menschen selten alt werden. Da er aber nicht in der Wiege gestorben ist, so wird er nie alt, was ein Hauptkennzeichen seiner Art ist.

Der Heldenspieler, oder Liebhaber ist schlank von Figur und hat stets eine wundervolle Taille. Wenn er keine Waden und Schenkel hat, so läßt er sich welche in die Tricots nähen. Eine Taille muß er aber haben und darf niemals dick werden. Ein Liebhaber, oder Held mit einem Bauch ist unmöglich, und würde die höchste Entrüstung des Publikums, besonders der Damenwelt hervorrufen. Wenn er dick wird, muß er sofort die Hunger-, Wasser-

oder Bantingskur gebrauchen; hilft dies nicht und der Bauch nimmt dennoch zu, so ist er verloren, denn die Direction des Theaters kündigt ihm sofort, wenn er nicht als Komiker zu gebrauchen ist. Er würde sich aber in den meisten Fällen lieber das Leben nehmen, als über sich lachen lassen, denn er ist die Anbetung zu sehr gewöhnt, besonders von den Damen.

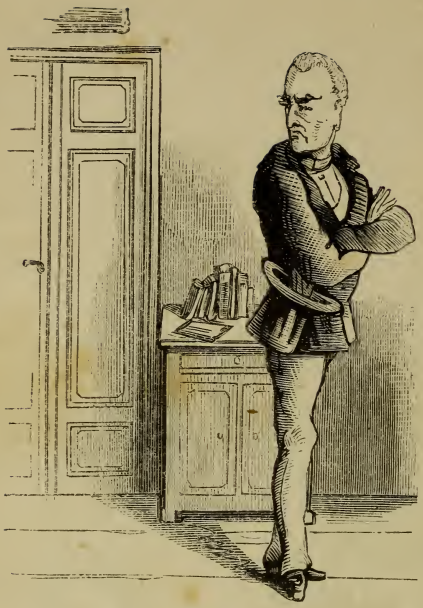
Der Liebhaber heißt stets Emil, Eduard oder Adolph. Da er weiß, daß jede Dame, in deren Nähe er kommt, sofort rasend in ihn verliebt ist, so behandelt er das weibliche Geschlecht mit zarter Herablassung, aber ablehnender Zurückhaltung, so lange er nicht geneigt ist, irgend einem Individuum das Glück seiner Zuneigung zu schenken, in welchem Fall er in seiner Stimme dann das zärtlichste Register zieht, die Augen verdreht und alle Künste anwendet, die auf der Bühne so großen Effect machen.

Er ist stets nach der neuesten Mode gekleidet und erfindet wohl auch selbst neue Moden. Er läßt sich täglich zwei bis drei Mal frisiren, so lange er Haare hat. Ist sein Kopf kahl, so hält er mehrere Perrücken in Vorrath, die kürzere und längere Haare haben und setzt sie nach der Reihe auf. Er geht dann mit der langen Perrücke zum Friseur hinein und kommt mit der kurzen heraus, damit man glaubt, er habe sich die Haare schneiden lassen.

Da er nie älter als fünfundzwanzig Jahre wird, so spielt er fünfzig Jahre lang immer dieselben Rollen, bis er darin todt umfällt und ein neuer Liebhaber an seine Stelle treten kann.

Wenn ihn die Damen in seiner Garderobe sehen könnten, wie er ohne Waden, Zähne und Haare vom Friseur und Garderobier in einen Jüngling verwandelt wird, so fielen sie alle in Ohnmacht. Er läßt sich aber niemals von einem weiblichen Auge in solcher Situation erblicken und kein Mensch würde in dem kahlköpfigen, dürren Greis den schönen Ferdinand oder Hamlet erkennen.

Kunstsclave. Schauspieler, I. Classe.



Das reine Gegentheil von ihm ist der Intrigant, Charakterspieler, oder Böſewicht, der nie jung war und schon als alter Mann zur Welt kam. Er macht immer ein finsteres, höhnisches Gesicht, behandelt die Damen mit wegwerfender Kälte und die Männer mit Spott und Verachtung, und trinkt seinen Wein oder Kaffee wie Gift.

Der Intrigant ist immer mager, ja meist bis zum Exceß dürr. Aus dem Verlust seiner Haare macht er sich gar nichts und rasirt sich oft, um eine hohe Stirn zu kriegen, den halben Kopf kahl. Außerdem trägt er das Haar entweder malcontent, kurz wie eine Stiefelbürste, oder lang hinter die Ohren gestrichen. Der Friseur hat sehr wenig mit seinem Kopf zu thun.

Wenn der Liebhaber bei fünf Grad Kälte seinen Paletot über dem Arm gehängt trägt, um seinen Frack oder seine Weste bewundern zu lassen, so wickelt sich der Intrigant bei fünfzehn Grad Wärme in seinen Mantel, oder Havelock, und hält ihn zusammen, als trüge er Dolch und Revolver darunter. Dabei schleicht er an den Seiten weg, als wolle er eben Jemand ermorden, wobei er mit unsäglicher Verachtung nach dem Liebhaber schaut, der mitten auf der

Promenade einherwandelt und mit mildem Bedauern nach den Damen blickt, weil er ihre Herzen brechen muß, denn er kann doch nicht alle lieben. — Wenn der Intrigant den Liebhaber „halb lächerlich, halb verächtlich“ findet, so sieht dieser mit „Bedauern und Verachtung“ auf einen Mann, der sich zum Scheusal herabwürdigt.

Der beliebteste Theatersclave ist der Komiker. Dieser Glückliche braucht weder Waden, noch Taille zu haben. Er kann so mager sein, daß er in der Sonne keinen Schatten wirft. Er kann aber auch so dick, wie eine Tonne werden. Hat er eine lange, spitze Nase, so ist es gut, hat er aber eine dicke, breite Nase, so ist es noch besser. Die Hauptsache ist, daß er Humor hat. Bei jedem Theater giebt es in der Regel einen magern und einen dicken Komiker.

Da er sich stets von der lächerlichen Seite zeigt, so hat er es nie darauf angelegt, die Herzen der Damen zu erobern. Dagegen gewinnt er die Herzen aller Männer, die gern frühstücken und Abends ein heiteres Wirthshaus lieben. Die Gastwirthe verehren ihn ebensosehr, als ihre Gäste und sorgen väterlich für ihn.

Daß ihn die tragischen Schauspieler grimmig hassen und verachten, versteht sich von selbst. Er hat gegen sie weder Haß noch

Verachtung, sondern zuckt nur auf eine lächerliche Art die Achseln, wenn von ihnen die Rede ist und erklärt sie einfach für höchst unnöthige Möbel.

Der Komiker ist der einzige Theatersclave, den die Recensenten fürchten und nicht so herunterzureißen wagen, wie die übrigen Sclaven, denn er rächt sich für ungünstige Kritiken durch witzige Extempore, die er von der Bühne herab an die Kritiker richtet und sie dadurch dem Gelächter des Publikums preisgiebt.

Ein sonderbarer, oft beobachteter Umstand, ist der, daß ein Komiker, der alle Welt erheitert und zum Lachen zwingt, manchmal sich außer dem Theater so schwermüthig und grämlich zeigt, daß Jedermann glaubt, er sei nur für das Trauerspiel verwendbar. Gewöhnlich sind die dicken Komiker im Privatleben melancholisch, während die mageren, welche auf der Bühne grimmig und ärgerlich erscheinen, in Gesellschaft als lustige Cumpane gelten.

Da es nicht allen Helden und Liebhabern gelingt, ewig jung zu bleiben und einige, trotz aller Gegenmittel, Bäuche kriegen und dennoch das Theater nicht verlassen wollen, so werden sie Theaterväter, d. h. sie spielen solche. Der Held wird Heldenvater, hat unglückliche Söhne, die auf dem Schaffot sterben, oder ermordet werden und stirbt oft selbst großartig auf diese Art. Er spricht immer im erhabenen Styl und ist stets bereit, seine Söhne dem Vaterland zu opfern.

Der Liebhaber wird zärtlicher Vater, umarmt und segnet seine Töchter und weint viel wirkliche Thränen, die ihm die Erinnerung an seine Liebhaberzeit auspreßt. Er liebt wenigstens als Vater fort, bis er stirbt, während der Heldenvater jammert, bis er stirbt. Beide zeigen sich durch ehrwürdiges, wohlhäbiges Aeußere, etwas kahlen Schädel, oder Perrücke als „Väter" an.

Eine andere Sorte von alt gewordenen Helden und Liebhabern

spielt, nach Verlust ihrer Schönheit, die komischen Alten, betrogenen Onkel, oder sonstigen Herren, welche nichts mit der Vaterschaft zu thun haben. Auch werden sie zu Grafen, Baronen, ja selbst zu gekrönten Häuptern verwandt, wenn dieselben nicht sonderlich in die Begebenheiten eingreifen, sondern nur ein würdiges Oberhaupt repräsentiren.

Die niedrige Art der Theatersclaven, welche die treuen und untreuen Diener und dergleichen spielen, hat von der Natur weder den Trieb, noch die Mittel zum Liebhaber, oder Komiker erhalten und tritt zeitlebens nur auf kurze Zeit zu Thüren oder Coulissen herein, um zu melden, daß der Herr Graf angekommen ist, oder die Pferde gesattelt sind. Er bleibt bis an sein Ende Anmeldesclave.

Die nächstfolgenden Theatersclaven sind die Choristen, welche immer im Hintergrunde stehen und Alle zusammen sprechen, oder Vivat schreien. In der Oper singen sie statt dessen in Corpore.

Nach ihnen kommen die niedrigsten Sclaven, die Statisten, die stets im Hintergrunde stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Sie stellen stets das Volk, oder Militär vor, und haben deshalb naturgemäß keine Stimme.

Dies sind die Sclaven des Schauspieles, denen die Sclaven der Oper gegenüberstehen. Die Opersclaven verachten die vom Schauspiel über alle Maßen, welche Verachtung diese ihnen mit Zinsen zurückgeben.

Was der Held und Liebhaber im Schauspiel ist, das ist der Helden- und lyrische Tenor in der Oper. Wie es ersten, zweiten bis sechzehnten Liebhaber giebt, so giebt es ersten, zweiten und dritten Tenor, ja oft vierten und fünften. Dem Intrigant steht der Bassist gegenüber und den Vätern der Bariton.

Der erste Tenor wird von den Damen fast noch mehr ange-

betet, als der Liebhaber. Er hat den Vortheil, daß er einen Schnurrbart tragen darf, was ihn noch unwiderstehlicher macht. Außerdem schadet es ihm nichts, wenn er dick wird, im Fall er nicht geradezu in eine Tonne ausartet, deshalb braucht er sich nicht, wie der Liebhaber, abzuhungern, und kann so viel Bier oder Champagner trinken, als er Lust hat. Er wird noch einmal so gut bezahlt, als der Liebhaber, hat nur die Hälfte zu thun und reducirt diese Hälfte durch „plötzlich eingetretene Heiserkeit", (was in andern Fällen auch Kater genannt wird), abermals auf die Hälfte.

Wenn der Tenorist und überhaupt der Opernsänger seine Stimme verliert, so ist er zu nichts zu gebrauchen, nicht einmal zum Vater oder treuen Diener. Er wird dann gewöhnlich Gastwirth, oder Handlungsreisender und läßt sich

das hohe c auf diese Art als Familienbild unter Glas und Rahmen machen.

Der Bassist ist der glücklichste Sclave aller Theatersclaven. Seine Stimme wird nicht leicht verdorben, denn was er durch Bier- oder Weintrinken an der Höhe einbüßt, gewinnt er an der Tiefe. Wenn der Tenorist um sein hohes c besorgt ist und Alles thut, um es oben zu behalten, so

trachtet der Bassist nur danach, so tief als möglich herunterzukommen und das große E oder gar das Es zu erlangen, zu welchem Zweck gutes Lagerbier ganz besonders geeignet ist. Deshalb stimmt er seine Kehle durch dieses Getränk immer tiefer, weshalb ein schöner Baß auch ein Bierbaß genannt wird.

Der Bassist kann so dick oder so mager, so groß oder so klein sein, als er will. Er kann gar keinen oder einen Kosackenbart tragen, es ist alles Eins, wenn er nur das große E singen kann, daß die Coulissen wackeln und die Bässe und Cellos im Orchester dagegen nicht aufkommen können.

Der Baritonist hängt in der Schwebe zwischen Tenoristen und Bassisten, bald steigt er zu jenem hinauf, bald zu diesem herunter. Er trinkt Champagner und Rheinwein, wenn er im G-Schlüssel, und Bier, wenn er im F-Schlüssel singt. Mag er aber zwischen diesen beiden Schlüsseln hin und her schwanken, den Hausschlüssel hat er stets bei sich, da er in allen lustigen Gesellschaften gern gesehen ist und diese erst spät in der Nacht verläßt, denn für ein hohes c oder so etwas hat er nichts zu fürchten.

Die weiblichen Theater-Sclavinnen haben ganz dieselben Eigenschaften, wie die männlichen, nur trinken die Bassistinnen, die man „Alt" nennt, kein Bier, sondern wie die Tenoristinnen, die „Sopran" genannt werden, am liebsten Champagner. Auch zeigen sie eine große Liebhaberei für Brochen, Ohr- und Fingerringe, Hals- und Armbänder, Diamanten, Uhren, Kleider, Shawls, Hüte und dergleichen Sachen, die sie nicht contractlich von der Direction geliefert erhalten, sondern von ihren Bewunderern als Geschenke erwarten.

Da die Theatersclavinnen viel zu eitel sind, um Mütter und Großmütter zu spielen, wenn sie alt werden (obgleich sie dies nie zugeben), so verschwinden sie dann vom Theater und treten als Lehrsclaven auf, indem sie junge Theatersclavinnen erziehen, damit

dieselben von den Theateragenten auf dem Sclavenmarkt gut verkauft werden können.

Der Obertheatersclavenvogt, welcher die Aufsicht über die Theatersclaverei führt, wird Director genannt, wenn er als Sclavenhalter für seine eigene Rechnung, oder für ein Stadttheater arbeitet. Sobald er aber die Peitsche über ein Hoftheater für die Regierung schwingt, wird er zu den Mandarinen gezählt, erhält einen Knopf und heißt In—ten—dant, durch welches zusammengesetzte Wort seine Stellung angedeutet wird, weil er „in den Tand" gesetzt ist, um ihn in Ordnung zu halten. Ein Intendant hat gewöhnlich noch einen, oder mehrere Directoren unter sich. Er muß zur Kaste des Adels gehören, womöglich Graf sein und einige ökonomische Kenntnisse von der Pferde-, Rindvieh- und Geflügelzucht verstehen, welche letztere er zur Instandhaltung des Ballets nöthig hat. — Von der Musik und dem Schauspiel braucht er nichts zu verstehen, dafür hat er seine Untervögte, die Regisseure und Musikdirektoren, welche auch Kapellmeister heißen.

Die Regisseure stellen die Sclaven zur Arbeit an, zeigen ihnen die Gegend, wo sie sich dazu hinstellen und passen auf, daß Jeder das macht, was ihm befohlen ist und sein Tagelohn verdient.

Der Kapellmeister hat die Musiksclaven neben und die Opernsclaven vor sich zu bewachen, was ein sehr schwieriges Amt ist, denn es macht Jeder einen andern Lärm, der eine höher, der andere tiefer, einer mit Holz, der andere mit Blech, der Dritte mit getrockneten Schafdärmen, der Vierte mit dem Mund, und aus allen diesen einzelnen Lärmen muß ein großer Spectakel werden, den man eine Oper nennt und welcher nächst dem Kanonendonner der theuerste Lärm ist, den man in diesem Lande machen kann.

Der Kapellmeister macht selbst dicke Bücher, in denen solcher Spectakel aufgeschrieben ist. Ein solches Buch nennt man eine

Partitur. Diese Partituren schicken sich die Kapellmeister zu, damit immer einer den Spectakel des andern losläßt. Die Musikdirektoren haben dies Mittel erfunden, um den Partituren zu entgehen, welche Musikſclaven machen, die nicht als Kapellmeister angestellt sind und von denen es eine solche Menge giebt, daß ein Kapellmeister hundert Jahre Tag und Nacht zu thun hätte, wenn er nur den zehnten Theil der Partituren durchsehen wollte, die ihm zugeschickt werden. Man macht in diesem merkwürdigen Lande so viel Opern, daß man mit ihren Partituren eine Brücke über das chinesische Meer nach Australien bauen könnte und noch immer so viel übrig behielte, um in jedem Theater jeden Tag eine andere aufzuführen.

Ein anderer Opernſclavenvogt ist der Chordirector, welcher die männlichen und weiblichen Chorſclaven unter sich hat und ihnen das Kriegs- oder Rachegeschrei und dergleichen einlernt.

Wenn von den einzelnen Sclaven auf dem Theater jeder etwas Anderes, einer viel, der andere wenig spricht, so giebt es einen Sclaven, der ihnen Alles vorsagen muß, der deshalb allein so viel zu thun hat, wie Alle miteinander. Dieser Unglückliche wird in einen Käfig gesperrt, damit er nicht von der Arbeit entflieht, denn dann würden die meisten Sclaven auf der Bühne nicht wissen, was sie sagen sollten. Der Käfig, worin der Sclave, welcher Souff—leur genannt wird, sitzt, steht vor dem Kapellmeister, den man öfter mit seinem Stock darauf klopfen sieht, damit wahrscheinlich der Souffleur darin nicht einschläft.

Außer den Sclaven für die Darstellung, giebt es im Theater noch eine Menge Sclaven für verschiedene Sachen. Da sind Malſclaven, welche große Leinwandwände mit Bäumen und Häusern bemalen. Dann Maſchinenſclaven, die Bäume in Häuser verwandeln und die Schauspielſclaven in die Erde verschwinden, oder in die Luft

fliegen lassen. Zu ihnen gehören die Lampensclaven, welche Tag und Nacht machen, und Sonne, Mond und Sterne putzen, sowie Blitz und Donner besorgen. Dann kommen die Silbersclaven, welche den Zuschauern das Geld abnehmen und endlich die Platzsclaven, die Jedem sagen, wo er sich hinsetzen oder stellen soll. Schließlich kann man noch alle die zu den Theatersclaven rechnen, welche ihr Geld fortwährend hineintragen, oder die jungen Balletsclavinnen und Sängerinnen nach dem Theater traktiren und ihnen am nächsten Morgen Armbänder und dergleichen schicken. Diese sind die Sclaven, welche am meisten gesucht und gern gesehen werden.

Die nächste Verwandtschaft mit den Theatersclaven haben die Musiksclaven. Sie gehören, wie jene, unter die Kunstsclaven und nennen sich Tonkünstler, wenn sie sich nicht so weit erniedrigen, Tanzmusik zu machen. Thun sie dies aber, so werden sie schlechtweg Musikanten, oder auch Bierfiedler genannt.

Die europäischen Tonkünstler sind sehr verschieden von unseren chinesischen und lange nicht so geschickt, wie diese. Während unsere Tonkünstler zu ihrer Musik nur einen Tamtam, eine Trommel oder einen Kürbiß brauchen, über den eine Saite gespannt ist und womit sie die herrlichsten Musikstücke aufführen, müssen die Tonkünstler der großen, herrlichen Nation der philosophischen und gelehrten Zöpfe, die complicirtesten und mannigfaltigsten Instrumente haben, um doch noch lange nicht einen solchen Lärm hervorzubringen, wie unsere Künstler.

Statt der einsaitigen Kürbisse, haben sie welche aus dünnem Holz mit vier Saiten. Die kleinsten derselben stecken sie sich in die Halsbinde fest, greifen mit den Fingern darauf herum und fahren mit einem Stock darüber, wodurch sie ganz täuschend das Quieken von jungen Ferkeln und Piepen von kleinen Vögeln hervorbringen.

Andere haben größere Kürbisse zwischen den Knieen und lassen dieselben wie alte Sauen grunzen, wie Katzen miauen, oder wie Kikerichähne schreien, während einige auf Kürbissen, so groß wie Männer, das Brüllen und Grunzen von Ochsen nachmachen. — Wenn diese Kürbisse allein grunzen und miauen, so nennt man dies ein Quartett, wenn aber mit Pfeifen dazu gepiept und mit großen Blechtrichtern geblasen wird, heißt es eine Pastoralsymphonie.

Statt unserer Handtrommeln haben diese Musikanten große Fleischkessel von Kupfer, über die sie Thierhäute spannen und an denen sie fortwährend herumschrauben, weil sie nie so klingen, wie sie klingen sollen. Dieses Instrument scheinen nur ganz alte kraftlose Künstler zu spielen, denn wenn sie kurze Zeit darauf losgeschlagen haben, sind sie so erschöpft, daß sie eine lange Weile ausruhen müssen, ehe sie wieder einmal trommeln können.

Die größten Tonkünstler sind aber die Clavierviruosen, oder Pianofortisten, auch Fortepianisten genannt. Das Fortepiano hat eine große Aehnlichkeit mit unseren Drachen. Es hat vorn zwei Beine unter dem Kopf. Wenn es den Rachen aufsperrt, sieht man eine Reihe schrecklicher, weißer und schwarzer Zähne, zwischen die der Pianofortist furchtlos hineingreift, worauf der Drache in tiefem Baß grunzt oder in hohen Tönen wimmert. Je schneller nun ein solcher Tonkünstler den Flügeldrachen wimmern lassen kann, um desto höher wird er verehrt. Manche werden, besonders von den Damen, angebetet und wahnsinnig geliebt.

Die großen Pianofortisten, welche sich die Zuneigung der Kritiktinteseclaven durch gewisse, kleine runde Zauberamulete von Gold zu erwerben und hauptsächlich zu erhalten wissen, werden von den Kritikseclaven als überirdische Erscheinungen beschrieben und die Hymnen, in welchen die Priester der Kritik sie ansingen, gehen in ihrer blumenreichen Sprache noch weit über die Erlasse unserer Mandarinen.

Die Kritikſclaven berichten in ihren Journalen über Alles, was ihre Pianofortiſten betrifft, ebenſo, wie dies die Zeitungen von dem Sohn der Sonne und Bruder des Mondes thun. — Da es eine Hauptſache iſt, daß der Name eines Künſtler fortwährend gedruckt und vom Publikum geleſen wird, ſo zeigt die Leibzeitung des Pianofortiſten genau an, was er jeden Tag thut und wo er ſich befindet. Sie ſignaliſirt ungefähr folgendermaßen:

„Herr Anton Rubinfels, der größte Pianofortiſt unſeres Jahrhunderts, hat die Hauptſtadt des Czarenreiches ſoeben 10 Uhr 15 Minuten verlaſſen, nachdem er ſein Abſchiedsconcert beendigt und die allerhöchſten, höchſten und hohen Herrſchaften in einen Taumel des Entzückens verſetzte, wie er ſeit der Schlacht bei Navarin nicht mehr dageweſen. Er erhielt beim Abſchied von ſeiner Majeſtät den Ladislausorden erſter Claſſe in fünfhundert Brillanten gefaßt. Die Fürſtin Wutkyjof ſetzte ihm einen goldenen Lorbeerkranz, und die Fürſtin Kapuſtiwof einen ſilbernen mit Rubinen auf. Außerdem erhielt er von vierzig Fürſtinnen und Gräfinnen friſche Lorbeerkränze. Als er im Coupé ſaß und ſich der Zug eben in Bewegung ſetzte, warfen ihm ſämmtliche Damen ihre Bracelets, Uhren, Brochen und Ohrringe durch das Fenſter hinein, ſo daß er ganz unter dieſen Precioſen begraben, abfuhr. Sämmtliche Damen der Haute volée verließen ſichtlich ergriffen und mit Thränen den Bahnhof.“ —

Einige Tage ſpäter lieſt man:

„Herr Anton Rubinfels iſt in Berlin angekommen. Die muſikaliſchen Kreiſe der Metropole der Intelligenz ſind in höchſter Aufregung. Eine Sitzung des Reichstages wurde zwei Stunden früher geſchloſſen, weil alle Abgeordneten der Nation den großen Pianofortiſten mit dem Ladislausorden ſehen wollten. — Nur die Socialdemocraten zeigten kein Intereſſe für den großen Künſtler. Es iſt ſchmachvoll, daß wir in unſerem Jahrhundert ſo etwas

berichten müssen. — Dafür wurde Herr Anton Rubinfels jedoch von allen Gesandten empfangen (nur der türkische fehlte) und vom Duc de Vachechateau in einem achtspännigen Hofwagen in sein Palais gefahren, wo er eine Reihe appartements zur Verfügung fand."

„Herr Anton Rubinfels hat die erste Nacht vortrefflich geschlafen." —

„Herr Anton Rubinfels hat heute nach dem Diner eine Composition entworfen, zu welcher das spaßhafte Malheur des . . . schen Gesandten die Idee gab, welcher eine Wendeltreppe hinunterfiel, als er eben der Primadonna Speltrini ein Bouquet überreichen wollte. Seine Excellenz kamen wie ein Korkzieher unten an und sind so um sich selbst gewunden das Tagesgespräch. — Die Composition des großen Pianofortisten heißt: „Die Wendeltreppe". Das eingestrichene c ist darin wunderbar als Orgelpunkt festgehalten und bildet gewissermaßen den Mittelpfeiler der Treppe, um welche sich eine chromatische Tonleiter als Stufen windet, worauf mit übereinandergegriffenen Händen das Hinabfallen der Excellenz dargestellt wird. Zwischen Alledem hört man im tiefsten Baß (mit dem Daumen der rechten übergriffenen Hand) das Thema: „Gute Nacht, gute Nacht, liebe Hanne Dorethee" und „Leb wohl denn, mein herziges Kind" heraus. — Die Composition ist das Beste, was uns die letzten Jahre in der Musik brachten und hat die Bach'sche Handlung bereits zweitausend Thaler dafür geboten."

„Wir hören eben, daß Se. Excellenz der . . . sche Gesandte Herrn Anton Rubinfels die Composition der „Wendeltreppe" für fünftausend Thaler abgekauft hat, wobei sich der Künstler ausbedungen, dieselbe zum ersten und letzten Male in seinem nächsten Concert zu spielen."

„Die Billets zum Concert des Herrn Anton Rubinfels sind zu fabelhaften Preisen verkauft worden. Einzelne wurden mit drei-

hundert Thalern bezahlt. — Wegen einiger fanden Duelle statt. — Alles will die Wendeltreppe hören."

„Telegraphische Depesche. — Ende des zweiten Theiles des Concertes von Anton Rubinfels. Chimborassoalen-Enthusiasmus — Orkanartiger Applaus — Entzückungsraserei — Wendeltreppe fünf Mal da capo. — Einnahme fünfundneunzigtausend achthundertzweiundachtzig Thaler, vierundzwanzig Groschen, sechs Pfennige. — Fackelzug von zweitausend Clavierspielern im Anzug." —

Auf diese Art gehen die Berichte fort, so lange die Zauberamulets nicht bei den Kritikclaven ausbleiben.

Wenn die Pianofortisten so alt werden, daß ihre Haare (vom unabläßigen Lockenabschneiden ruinirt) so dünn, wie die Beine sind und sie die Herzen der jungen Damen nicht mehr brechen können, dann spricht man sie heilig. — So ist der große Pianofortist Liszt sogar zum Flügelpapst ernannt worden. Als er keine Waden mehr hatte, erklärte er sich für unfehlbar in der Zukunftspianofortisterei und ernannte die Cardinäle Antoniello Rubinlapiso, Valemante, Satterio, Tausigo, Tedesco, Spindlerio. — Den großen Meister Richard Wagner machte er zum Schutzheiligen der Musikanten und gab diesen einen Ablaß, auf fünfzig Jahre, für alle Sünden gegen die Harmonielehre. Von der Zeit an, wo Liszt Clavierpapst wurde, sind alle zukünftigen Clavierpäpste unfehlbar und müssen göttlich verehrt werden.

Wenn die Pianofortisten mit sehr langen Fingern oder gar mit sechs Fingern an jeder Hand geboren werden und spielen, ehe sie laufen und reden können, nennt man sie Wunderkinder. Später werden sie dann Wundermänner und Wundergreise. Gewöhnlich verschwinden aber die Wunderkinder spurlos, ehe sie fünf Fuß hoch wachsen. Kein Mensch weiß, wo sie hinkommen, weshalb man ver-

muthet, daß sie von den alten Pianofortisten umgebracht werden, damit die Kaste nicht zu sehr überhand nimmt und dadurch den Werth verliert.

Die großen Pianofortisten leben wie die Mandarinen, müssen immer sehr warm gehalten und dürfen nicht naß werden. Sie essen nur feine Speisen und trinken die feinsten Weine. Ihre Sclaven ziehen sie an und aus und füttern sie, denn sie dürfen mit ihren Händen außer den Claviertasten und dem Geld nichts angreifen, als höchstens eine Cigarre. Ihre Finger spannen sie stets so weit aus einander, als möglich und spielen selbst im Schlaf unsichtbare Tonleitern damit in der Luft. Diese Art Pianofortisten giebt gar keinen, oder nur fürstlichen Personen Unterricht.

Zur zweiten Classe der Musikſclaven gehören diejenigen Pianofortiſten, welche Unterricht, oder Clavierſtunden geben. Dieſelben ſind ſchon bei den Lehrſclaven erwähnt worden.

Die eigentlichen gemeinen Musikſclaven ſind die Muſikanten. — Dieſe ſpielen hauptſächlich nur deshalb, damit ſich eine Menge halb wahnſinniger Leute, nach ihrer Muſik im Kreiſe herumdrehen oder auf eine höchſt lächerliche Art vor einander umherhüpfen. — So lange dies in den Tempeln der großen Städte geſchieht, welche eigens dazu eingerichtet ſind, befinden ſich die Sclaven ziemlich wohl und ſind nicht ſo verachtet, wie ihre Collegen auf dem Lande. Dieſe müſſen die härteſte Muſikſclaverei verrichten, die es giebt und werden oft dazu geprügelt. Sie müſſen im ärgſten Winter und größten Schneegeſtöber ſtundenweit durch Wildniſſe wandern, um ihre Arbeit zu verrichten. Sie leiden fortwährend an Durſt und verlangen ſtets nach Bier, welches in dieſem Lande ſtatt des Opiums genoſſen wird. Deshalb heißen ſie Bierfiedler. Sie ſind jedoch mit dieſem Namen nicht zufrieden, ſondern wollen, wie die Pianofortiſten, ebenfalls Tonkünſtler genannt ſein, was die Clavierpäpſte veranlaßt, ſie in den Bann zu thun. Da ſie aber ein ſehr gottloſes Volk ſind, ſo machen ſie ſich wenig daraus. Es iſt ihnen einerlei, ob ſie verſegnet oder verflucht werden, wenn ſie nur Bier genug haben.

Auf die Tonkünſtler laſſen wir in der Familie der Kunſtſclaven die Thonkünſtler oder Bildhauer und Maler folgen.

Die erſteren gehören mit zur vornehmſten Kaſte der Kunſtſclaven, weil ihre Kunſt, Männer und Weiber aus Thon zu machen, am beſten bezahlt wird. — Die große Nation der gelehrten und philoſophiſchen Zöpfe hat nämlich die Gewohnheit, die Söhne der Sonne und Brüder des Mondes nachbilden zu laſſen, um ſie als

Musikſclaven.

Götzen aufzustellen, die das Volk anbetet. Je mehr das Original eines solchen Bildes in seinem Leben (denn sie werden fast immer erst abgebildet, wenn sie todt sind) die Menschen gepeinigt und je mehr es hat umbringen lassen, um so größer und schöner wird sein Bild gemacht. — Ein Mann, welcher recht viele Menschen todt schießen und stechen und recht viele Dörfer und Städte niederbrennen ließ, wird von dieser Nation ein Held genannt. Hat er zwanzigtausend Menschen in seinem Leben umgebracht, so macht ihn der Bildhauer zehn Fuß hoch. Für weitere zehntausend Menschen wird er jedesmal einen Fuß größer gemacht. Eine sonderbare Gewohnheit der Bildhauer ist die, daß sie allen Leuten, die sie abbilden, große Mäntel umgeben. Ich habe immer geglaubt, sie thun dies, weil die Figuren auf offenen Plätzen stehen, wo es stark zieht und im Winter sehr kalt ist. Ich erfuhr jedoch später, daß ein religiöser Grund die Ursache davon ist, denn der Mantel bedeutet den Mantel der christlichen Liebe, den sie ihren Helden umhängen.

Eine große Freude entsteht unter den Bildhauern, wenn sie hören, daß ein Dichter im Begriff steht, zu verhungern, weil dann Standbilder von ihm bestellt werden. Es ist schon früher erwähnt worden, daß es Gebrauch bei dieser Nation ist, die Dichter verhungern zu lassen und ihnen dann ein Monument zu setzen. Ein solches kostet aber vierzig- bis fünfzigtausend Thaler, die zusammengebettelt werden und dann dem Bildhauer zufallen. Je mehr Dichter nun verhungern, je mehr verdient der Bildhauer. Vier verhungerte Dichter und zwei an verdorbenen Magen verstorbene Brüder des Mondes machen ihn zum reichen Mann.

Wenn es der Bildhauer so weit gebracht hat, daß er einen berühmten Namen und viele Monumente zu machen hat, dann kommen viele junge Kunstsclaven zu ihm, welche ebenfalls Monumente

machen lernen wollen. Ehe sie aber dazu kommen, einen verhungerten Dichter für ihre eigene Rechnung mit dem Mantel der christlichen Liebe zu behängen, müssen sie viele Jahre lang die niedrigsten Sclavendienste für den „Meister" thun. Sie müssen Thon kneten, die eisernen Knochen für die Thonfiguren bauen, ja oft selbst die Figuren so weit fertig machen, daß der Meister nur die Nase etwas krummer oder gerader biegt und am Bauch etwas abnimmt oder zusetzt. — Von den vielen tausend Thalern, die er dafür einsteckt, kriegen sie natürlich nichts. Sie können sich aber schon bei Zeiten einen jungen Dichter aussuchen und ihn beobachten, damit sie dann als alte Künstler nach seiner Verhungerung sein Monument sofort anzufangen im Stande sind, wenn sie nicht vorher selbst — verhungert sind.

Da die Bildhauer hauptsächlich die Brüder des Mondes und die hohen Mandarinen abbilden, so werden sie von diesen sehr protegirt und allen anderen Kunstsclaven vorgezogen. Die Mandarinen geben ihnen deshalb in der Jugend oft ein Reisestipendium, damit sie nach Rom gehen und dort an den alten Götzenbildern lernen können, wie man die neuen macht. Da jedoch von fünfzig jungen Thonkünstlern nur selten einer geräth und im Alter Monumente machen kann, so haben viele das Reisestipendium erhalten, um später — Kachelöfen zu machen; denn wenn sich der Thon durchaus nicht zu guten Figuren formen lassen will, so machen sie Kochtöpfe und Oefen daraus. — Dazu hätten sie nun allerdings nicht drei Jahre in Rom zu studiren gebraucht. Es macht aber den Leuten doch viel Vergnügen, wenn sie wissen, daß der Verfertiger ihres Ofens auf der Akademie die goldene Medaille erhielt und dann in Rom war. Die große und freie Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe liebt nun einmal das Klassische.

Nach den Thonsclaven folgen als zweite Kaste die Farbensclaven, auch schlechtweg Maler genannt.

In dieser Kaste giebt es viele besondere Kasten, die sich, wie bei den Theaterſclaven, gründlich verachten.

Diejenigen, welche fast in einer Linie mit den Bildhauern stehen, halten sich für die vornehmsten, nennen sich Historienmaler und theilen sich wieder in zwei Kasten, wovon die eine die langweilige oder heilige, und die andere die reale oder profanhistorische genannt wird.

Was in diesem Lande „vornehm" ist, ist stets auch langweilig. Deshalb sind die langweiligen Historienmaler die vornehmsten und sehen auf alle anderen Maler mit Verachtung herab. Ein solcher Maler malt nur Menschen, oder, wenn er heilig ist, nicht einmal diese, sondern nur Götter und Engel, wenigstens bildet er sich dies ein, denn er malt als Götter doch nur ein wenig große Männer mit sehr großen Bärten, während er aus jungen Männern ohne Bärte

merkwürdige Thiere mit vier Beinen und zwei Flügeln macht, die er Engel nennt. Die Götter und Heiligen haben alle eine Tracht, die beinahe der unserer Mandarinen gleich kommt, nur daß sie stets, wie die Figuren der Bildhauer, große Mäntel tragen, was doch wohl seine Ursache in dem rauhen Klima haben muß, obgleich es etwas sonderbar erscheint, daß sich ein Gott, der doch eigentlich gar keine Kleider brauchte, fortwährend in einen großen Mantel wickelt. Da die Götter und Heiligen dieser Maler indeß stets auf feuchten Wolken im Luftzug sitzen, so würden sie immer die Befürchtung von Erkältungen und Rheumatismen hervorrufen, wenn man sie ohne diese warmen Kleidungsstücke malte. Es ist schon schlimm genug, daß man sie stets barfuß und ohne Mützen sieht, obgleich ihnen die Maler zur besonderen Erwärmung kleine Feueranlagen, wie Sonnen und glühende Metallringe, um die Köpfe anbringen.

Was die Stoffe betrifft, in welche sich die Götter und Heiligen kleiden, so ist mir nie möglich gewesen, zu entdecken, ob es Papier, Leinwand, Nanking, Seide oder Sammet sei. Man sagt, daß es zu den ersten Regeln der großartigen Historienmalerei gehöre, die Gewänder so zu malen, daß kein Mensch sagen kann, woraus sie gemacht sind. Einige der größten Histoare lassen jedoch die Regel außer Acht, denn bei den einen sieht man auf den ersten Blick, daß die Gewänder aus nassem Pappendeckel bestehen, während man bei den andern sofort gefrorene Leinwand oder nasses Leder erkennt. Eins, was sich von den heiligen Historienmalern nicht verbergen läßt, ist der Umstand, daß sie ihre ganze Art und Weise zu malen von uns Chinesen abgesehen haben. Sie umziehen ihre Figuren, wie wir, mit dicken Contouren und füllen diese dann mit bunten Farben gleichmäßig aus, ohne solche Schwindeleien, wie Helldunkel, Reflex, Luftlichter, Sonnenlichter und dergleichen anzuwenden. Sie lassen sich

nicht auf Luft- und andere Perspective ein, vermeiden möglichst alle Schatten und sehen streng darauf, daß keine Täuschung durch die Rundung oder das Hervortreten der Figuren entsteht. Alle Nebensachen, wie Landschaft und Thiere, Gebäude und Geräthschaften, behandeln sie mit verächtlicher Unkenntniß, so daß man, wie bei den Gewändern, kaum sehen kann, was es ist.

Die zweite Kaste der Historienmaler giebt sich dagegen alle Mühe, die Menschen so zu malen, daß man oft glaubt, sie ständen wirklich da. An ihren Figuren kann man sofort erkennen, woraus die Kleidung gefertigt ist. Jeder Stoff ist bei seinem Namen zu nennen. — Wenn bei den heiligen Historienmalern die Rüstungen, Waffen und Geräthschaften alle aus Blei gefertigt erscheinen, so kann man hier jedes Metall, wie natürlich, sehen. Wenn man bei einem Thier der großartigen Maler niemals sagen kann, ob es ein Ochs oder ein Pferd ist, so ist bei der zweiten Kaste gar kein Zweifel darüber möglich. Weil nun die Profanhistorienmaler Alles so natürlich, wie möglich, darstellen, werden sie von den heiligen mit Aerger und Verachtung angesehen. Mit Aerger, weil die heiligen Maler recht gut wissen, daß sie kein Talent haben, um Farbeneffecte, Lichtwirkungen und Luftperspective anzuwenden, daß sie weder einen Baum noch ein Thier zeichnen können, daß sie Pappendeckel statt Wollenstoff herausbringen, daß sie große Wände in den Tempeln, statt Leinwand in Goldrahmen, mit Farbe anstreichen müssen, und daß endlich das Publikum von ihren chinesischen Malereien keine Notiz nehmen würde, wenn nicht einige Tintesclaven dieselben fortwährend als etwas so Erhabenes in den Zeitungen priesen, daß ein gewöhnlicher Mensch das Großartige darin, ohne die Erklärung eines Doctors, gar nicht begreifen könne. — Nun will natürlich Niemand merken lassen, daß er die große Kunst in den chinesischen Malereien nicht sehe, sondern Jeder thut, als ob er eben so klug

wie der Kunsttintendoctor sei und heuchelt Bewunderung, wodurch der heilige Maler sich endlich selbst für unfehlbar, das, was er nicht leisten kann, für gemein hält und Alles verachtet, wozu er kein Talent hat.

Die Profanmaler lachen jedoch über die chinesischen Bilder der heiligen Maler und werden durch das Publikum für die Verachtung entschädigt, weil ihre Bilder gekauft und gut bezahlt werden, indeß die heilige Malerei in der Regel zum Verhungern führen würde, wenn sich die Kunsttintendoctoren nicht alle Mühe gäben, die Regierung dahin zu bringen, daß sie große Wände chinesisch bemalen ließe.

Wenn sich diejenigen Historienmaler, welche kein Talent für Farbe, Lichtwirkung und lebendige Darstellung besitzen, nach der großartigen resp. chinesischen Seite schlagen, so wendet sich eine andere Parthei, welche besonderes Talent für die erwähnten Sachen besitzt, zur Genremalerei und bildet gewöhnliche, lebende Menschen, Bauern, Fischer und dergleichen, mit ihrer Umgebung, so naturgetreu wie möglich ab. Dafür wird sie von den Profanhistorikern etwas, von den heiligen aber gründlich verachtet, was das Publikum nicht abhält, ihre Bilder am liebsten zu kaufen.

Außer den drei vorigen Kasten giebt es noch einige niedere Malsclavenarten, die aber so tief stehen, daß sie der Verachtung der oberen gar nicht würdig sind, da sie von denselben kaum unter die Menschen, geschweige denn unter die Künstler gerechnet werden.

Diese gemeinen Farbensclaven malen Landschaften, Thiere und Gebäude, Schiffe, Blumen und dergleichen nach der Natur ab und haben die Frechheit, sich zu den hochstehenden heiligen Malern zu rechnen, was diesen vielen Aerger verursacht. In China würde man sie für einen solchen Frevel gegen die höheren Kasten in den Block spannen und bambussiren. Bis jetzt existirt in solchen Sachen

in dem Lande der weißen Sclaven noch keine strenge Justiz, man hofft aber bald „die liberale Sphinx in's Meer zu stürzen, wenigstens sind alle Anstalten dazu getroffen.“*) — Wenn erst unser chinesisches Strafgesetzbuch vollständig für die Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe eingeführt ist, werden solche Anmaßungen der niederen Kasten nicht mehr vorkommen.

---

*) Siehe den Leitartikel der Kreuzzeitung vom 11. oder 12. Jan. 1871.

VI.

Die Kneipsclaven.

Auf die Kunstsclaven, welche für das Vergnügen anderer Leute arbeiten, folgen die Sclaven, welche für ihr eigenes Vergnügen sorgen. — Dazu gehören vor allen Dingen die Besucher von Theatern, Bilderausstellungen und Concerten, die streng genommen noch zu den Kunstsclaven zählen, da sie nur einen geistigen Genuß haben. Nach diesem wenden sie sich jedoch meistens, zur Stärkung auf die geistige Anstrengung, zu einem materiellen Genuß und werden Kneipsclaven.

Diese zerfallen ebenfalls in verschiedene Kasten, die sich im allgemeinen in Wein-, Thee-, Bier- und Schnapssclaven eintheilen lassen.

Die Weinsclaven bilden die erste Kaste der Kneipsclaven, zu ihnen gehören selbst die Mandarinen.

Der Weinsclave arbeitet in der Regel früh, d. h. Vormittags, ein Begriff, der schwer festzustellen ist, da bei manchem der Vormittag von Morgens acht bis zwölf, bei anderen von zwölf bis vier Uhr Nachmittags dauert.

Der höhere Weinsclave, welcher an einer Nase zu erkennen ist, die aus der rothen Farbe mehr oder weniger in's zart Violette spielt (während die des Biersclaven eine gesunde Röthe zeigt), hat am

meisten mit dem Frühstück zu thun, welches die Hauptarbeit seines Lebens ausmacht.

Er ist ein williger Sclave, der jeden Tag pünktlich an seine Arbeit geht, wie alle Kneipsclaven. — Das Frühstücken ist, wenn es ernstlich betrieben wird, nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick erscheint. Ich habe oft alte, arbeitsgewohnte Sclaven gesehen, denen gegen Ende des Frühstückes die Schweißtropfen von der Stirn liefen. Manche können indeß unglaubliche Anstrengungen ertragen, besonders unter den Kunstsclaven giebt es welche, die früh, als Wein- und in der Nacht, als Biersclaven, arbeiten und für ihre Person mehr leisten, als zehn andere. Man nennt diese Sclaven Kneipgenies und betrachtet sie in den Kneipen mit großer Verehrung.

Was ein solcher Sclave Unglaubliches leisten kann, habe ich einst in Pleißathen zur Zeit des verrückten Monates (den wir Februar nennen) mit Erstaunen gesehen.

Die Pleißathener sind in der Regel geborne Kneipgenies und kneipen das ganze Jahr mit unermüdlicher Energie. Im verrückten Monat Februar, wo sie den Carneval feiern, was etwa unserm Laternenfest ähnlich ist, leisten sie aber das Unmögliche. — Es existiren dort verschiedene fromme Brüderschaften, als der Klapperkasten, die Feuerrüpelrüge und wie sie sonst genannt werden. Es hat zwar jede einen eigenen Tempel, sie beten aber Alle den Götzen Ulk an und halten im Februar ihre heiligen Prozessionen, wozu sie der Papst von Pleißathen anfeuert. Der Papst wird Feld-Aal genannt, welcher Name eine sinnvolle Bedeutung hat, weil dieser Fisch gern aus dem Wasser in die Erbsenfelder geht, um die jungen Erbsen vor den Vögeln zu beschützen. Auch ist dieser Fisch schwarz und glatt, wie ein Bonze sein muß, damit er der Sünde durch die Finger gleiten kann, wenn sie ihn erfassen will. Ein großer Dichter sagt von einem solchen Bonzen: Er ist ein Mann — „der stets das

Gute will und stets das Böse schafft." — Wenn nun die Prozessionen zu dem Gott Ulk beginnen sollen, so giebt der Papst Feld-Aal seinen Segen vorher, wozu ihm wiederum ein großer Dichter eine Predigt gemacht hat, welche beginnt:

„Heisa! Juheisa, Heidideldumdei!
Da geht's lustig her, bin auch dabei,"

und nun predigt er weiter, daß sich die frommen Pleißathener die Bäuche vor Lachen halten und bringt sie in die rechte Stimmung für den Gott Ulk und die fromme Kneiperei. Nach dem Segen des Papstes kommt dann der Oberbonze Stan—ne—been, welcher Priester bei den Göttern des guten und schlechten Wetters ist und die Orakelsprüche dafür austheilt. Dieser bringt dem Regengott einen jungen Regenschirm zum Opfer, damit die Prozession schönes Wetter hat. Er begleitet sie auch selbst unter einem mit Zauberzeichen behängten Regenschirm, während es die hohe Würde des Papstes verlangt, daß er sich in seine Zelle einschließt, einen alten Sack anzieht, sich mit Asche bestreut und Jammergebete hersagt. Dabei ist es ihm jedoch nicht verwehrt, ein oder mehrere Flaschen guten Wein zu trinken, nur darf dies Niemand sehen. Während nun der Papst in seiner Klause den traurigen Hanswurst spielt und einsam kneipt, oder sich „dem stillen Schluck ergiebt," wie man sagt, kneipen in der Stadt aller Orten die lustigen Hanswürste als Wein- und Bierslaven.

Die Kunstslaven haben in dieser Zeit einen besonders harten Stand. Wir trafen einen derselben eines Nachmittags um drei Uhr, als er gerade mit mehreren anderen vom Frühstück kam, welches früh um neun Uhr begonnen hatte. Er war von der Anstrengung so erschöpft, daß er wie ein Ofen glühte und ihm der Schweiß von der Stirne rann. Als wir ihn fragten, ob er sein Tagewerk beendet, sprach er ächzend: „O nein, jetzt geht's zum Diner und dann zum

Souper in den Klapperkasten, da heißt's beißen!" — Wir trafen dieses unermüdliche Kneipgenie früh um drei Uhr, als Biersclaven, beim zwanzigsten Glase Gerstensaft, nachdem es vorher ungezählte Flaschen Champagner und Rheinwein getrunken. — Wir führen dies Factum an, um zu zeigen, was der Kneipsclave leisten kann.

Der Kneipsclave, welcher als „Frühstücker" arbeiten will, muß in guten Verhältnissen sein und darf vor allen Dingen nicht unter die Ehesclaven gehören, wenn er seinen Cultus ordentlich treiben will. — Das Frühstücken ist nämlich in diesem Lande eine Art religiöser Ceremonie oder Gottesdienst, welcher dem Gott Bauch zu Ehren jeden Tag von seinen Anbetern gehalten wird, die in der Regel zu den Weinsclaven zählen.

Die Priester des Bauchgottes haben unterirdische Tempel, in denen sie die geheimen Lehren ihrer Religion verwahren, die von den alten Römern abstammen, bei denen der Gott Bauch, Bachus genannt wurde. Aus diesen unterirdischen Tempeln bringen sie die Geheimnisse den Gläubigen in die Andachtshalle, welche sich über der Erde befindet. Die frommen Anbeter des Gottes Bauch suchen sich auf einer Tabelle eins der Geheimnisse aus, die in weiße und rothe getheilt sind, und in Glasflaschen verwahrt werden, welche mit dem Siegel des Priesters verschlossen sind, das derselbe durch ein spiralförmiges, eisernes Instrument öffnet, worauf jedem Gläubigen das verschlossene Geheimniß geoffenbart wird. Der Gläubige hat dabei einige Ceremonien und kleine Bußübungen durchzumachen. Er muß z. B. zum besseren Verständniß der Geheimnisse kleine gesalzene Fische essen, oder den Rogen eines großen Fisches, der wie es scheint mit Salz, schwarzer Tusche und Fischthran angemacht ist. Oft müssen die sündhaften Sclaven auch eine Anzahl Seemuscheln verschlingen. Die schlimmste Buße besteht jedoch darin, daß sie in Fäulniß übergegangenen Quark essen müssen, welche Buße sie immer

zuletzt thun. Diese Bußen nennen sie Delicatessen, eine sonderbare Bezeichnung, welche bei uns in China nur wohlschmeckende Sachen, wie Rattenschwänze, marinirte Regenwürmer, Haifischflossen und dergleichen führen.

Die eifrigsten Anbeter des Gottes Bauch findet man unter den Silbersclaven, und zwar in der Classe der Hausknechtsmillionäre, welche von der tiefsten Ehrfurcht für ihren Gott erfüllt sind, und sich große Bußen der oben erwähnten Art auferlegen. Sie fangen ihre religiösen Uebungen schon ziemlich früh am Tage an, und sind gewöhnlich weit in die Geheimnisse eingedrungen, wenn die Kunstsclaven den Tempel besuchen und ihren Gottesdienst beginnen. Die Silbersclaven hören dann mit Vergnügen den frommen Offenbarungen zu, die der Kunstsclave verkündigt und begeistern ihn manchmal durch heiligen Schaumwein, bei dem die tiefsten Mysterien des Bauchgottes gefeiert werden, bis alle Besucher des Tempels „selig" sind.

Sehr oft wird im großen Tempel des Gottes Bauch noch ein kleinerer Tempel gebaut, worin die Silbersclaven ihre Gebete verrichten und ihre Opfer bringen. Dieser Gottesdienst wird aber geheim gehalten. Der Tempel wird aus bunten Papierblättern erbaut, worauf die Götter und Göttinnen der Nation abgebildet sind. Die Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe betet in ihren Privattempeln vier verschiedene Gottheiten an, deren jede ihr besonderes Wappen, ihren Gott, auch König genannt, und Untergott hat.

Da die Eiche der heilige Baum der Nation ist, so haben sie einen Eichelgott oder König, dessen Kronprinz der „Alte" oder Eichelober heißt, während der zweite Prinz der „Unter" genannt wird.

Dann kommt der Gott der Narren nebst seinen Untergöttern, welche mit Schellen behängt sind. — Diesen folgt der Herz- oder

Liebesgott, worauf der Gott der Hoffnung, welcher mit grünen Blättern geziert ist, die Reihe der Götter schließt.

Wird der Gottesdienst im Tempel dieser Gottheiten gehalten, so legt sich der Oberpriester auf eine „Bank," auf welcher die Opfer dann gebracht werden. Manche Bekenner dieser Religion sind so fromm, daß sie ihr ganzes Geld dem Tempel opfern und dann in Armuth leben, worauf ihnen der Oberpriester den Besuch des Tempels verbietet, aber seinen Segen giebt.

Von den vornehmen Weinsclaven werden natürlich nur feine Weine vom Rhein, aus Frankreich und Spanien getrunken. Besonders der heilige Schaumwein aus Rheims, der aber auch aus einem unheiligen Wein nachgemacht und für echt verkauft wird.

Die gemeinen Weinsclaven trinken dagegen den Teufelswein, der in den Nordpolgegenden bei Grüneberg, Naumburg und Meißen wächst und nur von den Bewohnern dieser Districte getrunken werden kann, weil sie von Jugend auf dagegen abgehärtet werden. Ein anderer Mensch kommt selten mit dem Leben davon, wenn er einige Flaschen dieses Weines trinkt.

Man erzählt sich, daß nach der Sündfluth der Teufel auf die Erde kam, um sich ein wenig an der Sonne zu wärmen, weil ihm das Wasser sein Feuer ausgelöscht hatte. Da sah er, wie sich Noah mit dem Weinstock zu schaffen machte, stahl einen und flog damit in eine wilde Gegend nach Norden, wo er den Weinstock auf verschiedenen Orten pflanzte. Als Trauben daran gewachsen waren, preßte er sie aus und füllte den Wein in schwarze Flaschen, die er aus Basalt machte. Wie er aber einige solche Flaschen getrunken, kniep ihn das Zeug so fürchterlich im Bauche, daß er sich vor Schmerzen an der Elbe und Saale hin und her wälzte, wo man noch heute die Berge breit gedrückt und zu Sand zermalmt findet. Dort wächst nun dieser Teufelswein, den die niederen Sclaven

trinken, die dadurch gegen alle Gifte abgehärtet und inwendig vollständig gegerbt werden.

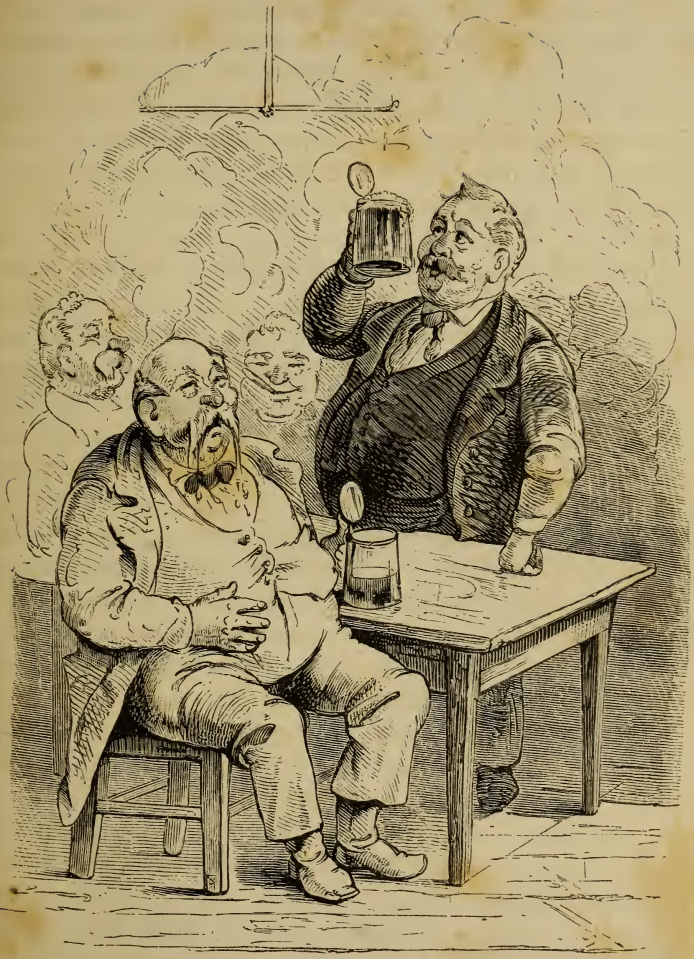
Diese sogenannten Wein-, richtiger aber Essig-, oder noch richtiger Schwefelsäureberge, sind für den Naturforscher sehr interessant, indem sich die furchtbare Säure der Trauben der ganzen Gegend so stark mittheilt, daß man weder metallene Geräthschaften, noch Waffen führen kann, sondern Alles von Holz machen muß, weil die Säure sofort jeden Metallgegenstand zerfrißt. — Geht man mit einer Brille auf der Nase durch einen solchen Essigberg, so fallen in kurzer Zeit die Gläser zu Boden, weil die Säure das Gestell weggefressen hat. Statt des Uhrwerkes hat man ein Häufchen Rost in dem Uhrgehäuse, und wer Metallknöpfe trägt, der läuft Gefahr, daß ihm die Kleider vom Leibe fallen, da die Knöpfe sich in Oxid verwandeln.

Die Weinsclaven dieser Gegenden zeichnen sich durch eine besondere Zähigkeit gegen innere und äußere Einflüsse aus. Sie sind von magerer Gestalt, haben eine Haut wie gegerbtes Leder und in's Violette spielende Nasen. Wenn sie von ihren Weinbergen nach den Städten herabsteigen, sind sie der Schrecken aller Gastwirthe, denen sie den Essig aus den Huilieren trinken, weil er nicht so sauer schmeckt, als ihr Wein, und sie nichts dafür zu bezahlen brauchen.

Von diesen schwefelsauren Weinen nimmt der Meißner den ersten Rang ein. In der Umgegend dieser Stadt wachsen verschiedene Sorten. Die mildeste derselben, wovon ein Fremder nur das kalte Fieber bekommt, nennt man Meißner Schattenseite. Diese wird von den Eingeborenen nur bei festlichen Gelegenheiten getrunken. Dann folgt grüner Katzenjammer von Nummer 1 bis 4, welcher Sonntags zum Frühstück genossen wird. Die dritte Sorte, welche den gewöhnlichen Trank der Meißner Bürger bildet, heißt Magenräumer, von dem es mehrere Sorten giebt, die jedoch für den Fremden alle lebensgefährlich sind. — Noch schlimmere Arten wachsen

aufwärts an der Elbe in Loschwitz, dessen Weine solche Wirkung auf die Umgegend ausüben, daß die Fische in der vorbeifließenden Elbe ungekocht gegessen werden können, weil sie, direct aus dem Wasser gezogen, wie in Weinessig marinirt sind. Die Angler haben deshalb stets nur etwas Salz und Oel bei sich, um sofort ihre Mahlzeit halten zu können. Das Kraut, welches im Umkreis einer Stunde dort wächst, ist schon auf der Wurzel Sauerkraut, was ein großer Vortheil für die Leute ist. Der feinste Loschwitzer Wein heißt Darmkratzer, die geringsten Sorten Felsensprenger und Teufelszwang. Das Dorf Loschwitz hat seinen Weinbergen die Befreiung von Militäreinquartierung zu danken, weil die Waffen und Ausrüstung derselben in einigen Tagen vom Rost aufgezehrt sein würden.

Eine noch schlimmere Sorte Wein wächst in Grüneberg, welches deshalb im ganzen Reich gefürchtet ist. Der Grüneberger Hasentod dient zu Champagnerfabrikation, denn im Naturzustand kann ihn selbst kein Eingeborner trinken. Die allerschlimmste Sorte von Wein wird jedoch bei Naumburg gebaut und gar nicht Wein, sondern Seelenwürger genannt. Sie wird meist vom Kriminalgericht als Foltermittel für verstockte Verbrecher oder zu verschärfter Vollziehung der Todesstrafe gebraucht. Auch in der Chemie und Industrie findet sie Anwendung. Es war nur durch den Naumburger Wein möglich, den großen Tunnel durch den Mont Cenis in so kurzer Zeit zu bohren, weil das Gestein durch Begießen damit so weich wie Butter wurde. Auch Hannibal soll diesen Wein schon gekannt und auf seinem Zuge über die Alpen zur Felsensprengung angewandt haben. — Die Stadt Naumburg verdankte diesem Getränke vor einigen hundert Jahren ihre Rettung, als das wilde Volk der Hussiten sie belagerte. Diese tranken unvorsichtiger Weise solchen Wein und liefen sofort alle davon. Man hat in der Gegend nie wieder von ihnen gehört.



Bierſclaven.

Die Bierkneipsclaven arbeiten gewöhnlich des Abends und in der Nacht. Es giebt indeß auch eine große Menge Frühstücker unter ihnen. Diese treiben ihren Cultus nicht mit der Frömmigkeit, wie die Weinsclaven, und essen auch keine Bußgerichte von Fischrogen und kleinen Seethieren dabei. Ihr Opfer besteht meist in kleinen Würsten, wozu sie zur Sühne ihrer Sünden geriebene Wurzeln essen, die so stark beißen, daß ihnen die Thränen aus den Augen laufen.

Die Nachtbiersclaven beginnen ihre Arbeit zumeist nach Dunkelwerden, wo ihr Durst die größte Höhe erreicht hat, oder wie sie sagen „prachtvoll" ist. Dann sieht man die Biersclaven eilig nach ihren Tempeln laufen. Sie ächzen und schwitzen, denn sie haben gewöhnlich einen Bauch, wie ein Bierfaß, zu tragen, der ihnen das Gehen schwer macht. Ihr prachtvoller Durst treibt sie aber nach dem Kneiptempel, wo sie dem Priester zuwinken, während sie ihren Bauch auf einen Stuhl niederlassen. Sobald sie den Priester mit dem goldglänzenden Bier kommen sehen, strecken sie die Zunge heraus, schauen durch das Glas und schlucken das Bier mit einem langen Zug hinunter, worauf sie vor Wollust krächzen und sich entzückt über den Bauch streichen. Ein richtiger, frommer Biersclave opfert seinem Gott Bauch jede Nacht fünf bis zehn Becher Bier, bis seine Gedanken in seliger Vergessenheit von allem Irdischen abgewandt sind. Es giebt sehr fromme Sclaven, die es sogar bis zu zwanzig Bechern bringen. Diese werden dann von den Priestern heilig gesprochen und von den weniger durstigen Sclaven hochverehrt.

Die Tempel der Biersclaven sind stets von dem Dampf des heiligen Weihrauchs erfüllt, der dem Biergott Kamm—brüh—nuss als Opfer angezündet wird. In diesem Dampf, wie Geister sitzend, berathen die Kneipsclaven die Geschicke der Länder und Völker. Wenn einer vom Geiste der Weissagung erfüllt wird, steigt er auf

den politischen Dreifuß und verkündet laut sein Orakel, oder sagt vorher, wie alle Dinge kommen werden und müssen. Für die Generale machen die Kneipsclaven Kriegs- und Schlachtenpläne und für die Mandarinen Gesetze und Regierungsregeln. Haben sie ihre Anzahl Opferbecher getrunken, so wandeln sie selig nach Hause und schlafen den Schlaf des Gerechten.

Die Biersclaven sind ein gutes, lenksames Volk. So lange ihr Göttertrank stark genug und nicht theuer ist, können die Mandarinen und Bonzen thun, was sie wollen. Sobald es aber einem Deficit-Mandarin einfällt, eine neue Steuer auf das Bier zu legen, werden sie wild, werfen dem Mandarin die Fenster ein und begehen allerlei Unfug, bis ihr Getränk wieder den alten Preis hat, worauf sie so zahm wie die Lämmer werden. — Die Weinsclaven sind lange nicht so zur Widersetzlichkeit aufgelegt und zahlen auf ihr Getränk so viel Steuern, als nur dem Deficit-Mandarin darauf zu legen beliebt.

Die niedrigsten Kneipsclaven sind die Branntweinsclaven, wenn sie die Kneiperei in dem Maße treiben, wie die Wein- und Biersclaven. Die Branntweinsclaverei existirt hauptsächlich in den kalten, nördlichen Gegenden, wo weder Bier-, noch Weinländer sind.

Den besten Bestandtheil dieser Sclaven bilden noch die Grogsclaven, welche dieses Getränk zu ihrer Erwärmung und „gegen den bösen Nebel" trinken. Der böse Nebel ist überhaupt bei den Branntweinsclaven stets eine Entschuldigung und willkommene Ursache, um ein Gläschen „hinter die Binde zu gießen," oder „runter zu stoßen," wie der Kunstausdruck für „trinken" ist.

Die Grogsclaven findet man am meisten an der See und unter den Seeleuten, welche die Meinung haben, daß der Grog im Sommer gegen die Hitze, und im Winter gegen die Kälte als Universalmittel zu gebrauchen sei.

Der gemeine Schnapssclave, auch Schnapsbruder genannt, gleicht

einigermaßen dem chinesischen Opiumraucher, nur mit dem Unterschied, daß dieser den Opiumrausch ruhig verträumt, während der Schnapsbruder eine lärmende Betrunkenheit zeigt und sich alle Mühe giebt, dem edlen Thiere zu gleichen, aus welchem die Cervelatwürste gemacht werden. — Der Schnapssclave hat eine fast blaue Nase, riecht von weitem nach Spiritus und zittert am ganzen Leibe, wenn er sein Getränk nicht kriegen kann. Er ist der verächtlichste der Kneipsclaven, wie überhaupt aller Sclaven.

VII.

Die Eheſclaven.

Wenn ein Chineſe von Eheſclaven ſpricht, ſo wird er dabei niemals an andere, als weibliche Eheſclaven denken. — Daß es männliche Eheſclaven geben könnte, wird ihm nicht einfallen. Er wird dies nicht für möglich halten, wenn er die Zuſtände der großen, herrlichen Nation der gelehrten und philoſophiſchen Zöpfe nicht mit eigenen Augen geſehen und ſelbſt ſtudirt hat.

Da hier alle Verhältniſſe auf den Kopf geſtellt ſind, ſo findet man die Eheſclaven mit wenig Ausnahmen unter den Männern. — Es iſt für einen Chineſen überaus komiſch, zu ſehen, wie die Weiber ihre Herren unterjocht haben und an der Sclavenkette führen. Es giebt große Eiſenſclavenmandarinen, welche die Sclavenpeitſche über Tauſende von Männern ſchwingen und zu Haus vor ihren Weibern zittern und keine Pfeife rauchen dürfen. Ein Anblick, der halb lächerlich, halb verächtlich iſt.

Die Eheſclaverei wird von der Regierung außerordentlich begünſtigt und gepflegt, denn in ihr ruht ein großer Theil der Sicherheit der Regierungsmacht. Der Eheſclave wird ſo gewohnt, ſich dem Willen eines Anderen unterzuordnen und zu gehorchen, daß er zu den werthvollſten Unterthanen gehört, die ſich ein Monarch nur wünſchen kann.

Es ist merkwürdig, daß sich bei dem halb lächerlichen, halb traurigen Anblick, den die Ehesclaven meist bieten, immer wieder junge Leute finden, welche sich zu dieser Sclaverei verleiten lassen. Der Grund davon ist aber der, daß Jeder über den Vorgänger lacht und der festen Ueberzeugung ist, er werde sich nie zu einem solchen Sclaven machen lassen.

Die Weiber in diesem Lande verstehen das Abrichten der Ehesclaven so gut, daß es nur selten einem Mann gelingt, der Kette zu entgehen. Die jungen Mädchen lernen schon durch ihre Mütter und deren Beispiel die Zucht der künftigen Sclaven auf das Vortrefflichste.

Die jungen Männer sehen zwar die Ehesclaven täglich vor sich; sie sehen, wie ihre Freunde und Brüder in die Sclaverei gerathen und darin untergehen, lassen sich aber nicht durch das Beispiel warnen. — Die große, freie, herrliche Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe hat einmal die sonderbare Eigenschaft, nur durch Schaden klug zu werden, d. h., wenn sie wenigstens fünfmal in einer Sache Schaden gelitten hat, und auch da manchmal noch nicht.

Der Ehesclave ist sofort auf große Entfernung an seiner Haltung zu erkennen, die von der eines lustigen Junggesellen himmelweit absticht.

Der ledige Mann kommt leichten Schrittes daher und schaut fröhlich um sich. Er ist fast immer nach der Mode gekleidet, trägt den Hut etwas schief auf dem Kopfe, den Schnurrbart gewichst und raucht seine Cigarre aus einer feinen Meerschaumspitze. Wenn es irgend möglich ist, trägt er Glacéhandschuhe und lackirte Stiefel, auch setzt er einen Zwicker auf die Nase, obgleich er oft nicht durch die Gläser sehen kann. Sein Cylinder glänzt stets wie polirter Stahl, denn wenn er auch nicht oft einen neuen kaufen kann, so

läßt er ihn doch wöchentlich zweimal ausbügeln. Auch auf sein Haar verwendet der Junggesell viel Sorgfalt, und schmiert große Mengen Oel und Pomaden hinein. — Wenn das Haar von Natur nicht gelockt ist, so macht dies dem Junggesellen mehr Mühe, als sein ganzer übriger Beruf, denn er brennt es entweder täglich mit verschiedenen Eisen, oder er wickelt es Abends in Drahtwickel ein und träumt dann die ganze Nacht, daß man ihn bei den Haaren aufgehängt habe. —

Der ledige Mann kommt überall durch wie ein Aal und schwimmt noch lange oben auf, wenn der Eheselave längst untergegangen ist. — Der ledige Mann, und wenn er schon graue oder gar keine Haare mehr hat, wird immer gern von den Damen gesehen. Die jungen Damen glauben, er werde, er müsse eine von ihnen heirathen, und die alten wollen gern seine Schwiegermütter werden. Je mehr ein Junggeselle an Jahren zunimmt, desto fester sind die Damen davon überzeugt, daß er nun bald in den Stand der Eheselaverei treten müsse. Ist er unvorsichtig genug, dies zu thun und läßt sich fangen, so ist seine gute Zeit vorbei und keine Dame nimmt sich die Mühe, ihn auch nur anzusehen, denn von ihm ist nichts mehr zu hoffen.

Welchen anderen Anblick bietet nun ein Mann, nachdem er einige Jahre die Ketten der Eheselaverei getragen hat! Außer seiner Gebieterin, der Frau, bekommt er gewöhnlich noch einen weiblichen Sclavenvogt mit in den Kauf, welchen man die „Schwiegermutter" nennt. Diese beiden Gewalten wissen den wildesten Junggesellen bald so zahm zu machen, daß er aus der Hand frißt und alle lustigen Gedanken und Streiche vergißt; besonders wenn er für Alles sorgen muß und stets Geld für die Wirthschaft schaffen soll, wenn er neue Hüte und Kleider bezahlen muß und selbst drei Jahre mit seinem alten Felbel läuft, dann wird er vollständig zahm.

Dann streckt kein Schnurrbart mehr die gewichsten Spitzen keck in die Luft. Es wird keine Meerschaumspitze angeraucht und die feine Cigarre macht dem billigen Kraut Platz. Der Hut wird nicht mehr gebügelt, sondern sitzt betrübt auf dem Haupt, dessen Haare weder von Brenneisen, noch Lockenwickel gemartert, nach und nach ausfallen, denn Frau und Schwiegermutter sind schlimmer, als Brenneisen und kriegen den Eheslaven weit eher kahl.

Am jammervollsten erscheint der Sclave (wenn er richtig unter dem Pantoffel steht und nicht gut situirt ist) bei sonntäglichen Spaziergängen, wobei er dann ein oder zwei Kinder tragen muß, während er noch ein Paar im Kinderwagen hintennach zieht und von Frau und Schwiegermutter vorwärts getrieben wird. Kommen dann seine alten lustigen Kameraden des Weges daher, so erkennen sie kaum diese traurige Gestalt wieder. Von der Last seiner Sclavenkette krumm gedrückt, wankt er einher, die Augenbrauen sind hinauf und die Mundwinkel hinabgezogen. Die Hosen sind zu kurz und der Rock ist zu lang. Alle Eleganz, welche er früher auf sich verwandte, ist verschwunden und auf die Frau übergegangen. Er ist nur noch eine Ruine des vorigen Junggesellen.

Eine noch traurigere Figur spielt aber der Eheslave, welcher unter den Pantoffel gerathen ist (und das sind in diesem Lande von hundert, neunundneunzig), in seinem Hause. Will er einmal den Abend in lustiger Gesellschaft zubringen und hat sich selbst den Hausschlüssel gestohlen, so wird er von seiner Frau ertappt, wenn er sich eben zur Thür hinausschleicht. Die Gattin wartet diesen Moment ab, um ihn desto sicherer zu fangen und ihm Hut und Stock wegzunehmen, damit er im Hause bleiben muß. Dann setzt er sich betrübt in den Winkel, der ihm von seiner Gebieterin angewiesen ist und denkt an die schönen Tage seiner Freiheit, wo er nach Belieben in das Wirthshaus und nach Belieben wieder herausging,

Eheſclave.

wo ihm der ganze Keller mit allen Bier- und Weinsorten jeden Augenblick zur Disposition stand, wo er auf der Speisekarte unter zwanzig Gerichten einige aussuchte, die ihm weniger kosteten, als jetzt sein Hering mit Kartoffeln, oder sein zähes Rindfleisch mit Kartoffeln, oder die Kartoffeln mit gar nichts.

Ist der Eheselave vorher Eisenselave gewesen, so ist er allerdings für jede Art von Selaverei vollständig dressirt und findet die Ehe-, sowie andere Selaverei noch ganz erträglich. Es macht dann seiner Frau und Schwiegermutter wenig Arbeit, ihn zu lenken, denn das Gehorchen ist ihm, als Eisenselaven, zur zweiten Natur geworden und der Gedanke, seinen eigenen Willen zu haben, ist ihm ausgetrieben. Es ist, wie gesagt, das große wundervolle Princip der Eisenselaverei, jeden Mann zum Selaven tauglich zu machen, und die dummen Ideen von Freiheit und dergleichen mit der Wurzel auszurotten; deshalb hat auch der Sohn der Sonne und Bruder des Mondes befohlen, daß jeder junge Mann Eisenselave werden muß, ehe er in eine andere Selaverei geräth.

Da es jedoch trotz der Unfehlbarkeit des Bruders der Sonne noch nicht möglich war, alle jungen Männer in die Eisenselaverei zu bringen und es einer ziemlichen Menge von krummen, schiefen und buckligen Individuen gelingt, frei zu bleiben und sich ohne vorherige Dressur in den Ehestand zu schmuggeln, so haben viele Frauen ihre Noth mit der Abrichtung dieser Selaven.

Glücklicher Weise hat diese komische Nation für jede Sache ein System aufgestellt, nach dem man sie in der Regel behandelt. Das System, nach dem die Frauen verfahren, um ihre Männer zahm zu machen, besteht darin, daß diese niemals ihren Willen haben dürfen. Die Frau muß nun vor allen Dingen studiren, welche Neigungen ihr Mann hat. — Trinkt er gern Thee, so darf sie solchen durchaus nicht kochen, sondern muß ihm Bier vorsetzen.

Will er aber Bier trinken, so muß er Thee erhalten. Will er auf dem Wasser fahren, so bestellt die Frau einen Wagen, und will er einen Wagen haben, so läßt sie einen Kahn kommen. Wenn er dann immer das Gegentheil von dem erhält, was er wünscht, so wird er bald mürbe und wünscht gar nichts mehr, sondern ist mit Allem zufrieden, was der Frau beliebt, ihm zukommen zu lassen. Auf diese Weise erzieht sich die Frau einen nützlichen Sclaven. Verliert dieser dabei etwas das Ansehen und die Haare (welche man in diesem Lande nicht wie in China trägt), so sorgen die Weiber für einen anderen Kopfschmuck ihrer Sclaven, an dem gewöhnlich ein Hausfreund mit arbeitet, und welcher ungefähr so aussieht, wie ihn die Hirsche und Rehböcke tragen.

Ist der Eheclave durch den Umstand, daß er nie seinen Willen hat, noch nicht ganz zu zähmen und mürbe zu machen, so bringen dies sicher die Gardinenpredigten fertig, welche die Schwiegermutter bei Tage, und die Frau bei Nacht an den Mann, resp. Sclaven, halten.

Die Schwiegermutter predigt über das Thema, wie unglücklich ihre Tochter angekommen sei, welche Parthien sie hätte machen können und wie unglücklich sie nun selbst sei, ein solches Unglück ihres geliebten Kindes mit anzusehen. Hat der Sclave in seinen freien Stunden des Tages diese Predigten angehört und denkt im Schlafe des Nachts Ruhe zu finden, so beginnen die Gardinenpredigten der Frau, welche als Thema die Schlechtigkeit des Mannes behandeln, seinen Geiz, die Rücksichtslosigkeit und dergleichen in's klare Licht setzen und dann regelmäßig auf Hüte und Kleider kommen, wobei die Frau zuletzt mit Thränen betheuert, daß sie nächstens nackt und bloß werde erscheinen müssen.

Für die Regierung ist der Eheclave von der größten Wichtigkeit, da von ihm die meisten Steuern herausgepreßt werden. Er ist nicht nur zahm und zu keinerlei Widerstand, auch nicht zu dem

passivsten, geneigt, sondern belastet sich nach dem Willen seiner Frau mit allerhand Plunder von Möbeln und Hausrath, für dessen Erhaltung er sich den letzten Pfennig und Schweißtropfen abpressen läßt. Dies benutzt die Regierung und droht dem säumigen Steuerzahler sogleich mit Pfändung, worauf er lieber Monate lang keine Cigarren raucht und kein Bier trinkt, damit man ihm nicht ein Paar alte Schränke oder Stühle wegnimmt. Die Regierung sieht es deshalb mit großem Wohlgefallen, wenn sich recht viele junge Männer in die Ehesclaverei begeben, denn von einem ledigen Mann, der sein Besitzthum bei sich tragen kann, läßt sich nur schwer, oder gar nicht, etwas herauspressen. Ein kluger Junggesell verwendet deshalb seinen Verdienst auf seine Garderobe, ißt und trinkt gut und läßt Diejenigen Steuern zahlen, welche man durch Pfändung dazu zwingen kann. — Die Nation besitzt einen großen Reichthum von Sprüchen, die auf alle Verhältnisse passen. Für den Fall der Steuereintreibung paßt da der Spruch: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!“ — —

Es versteht sich von selbst, daß der Ehesclave sich nicht nur für seine von Gott eingesetzte Regierung abarbeitet, sondern ebensogut für seine Familie bis zur äußersten Grenze seiner Kräfte plagt, um seiner theuern Ehehälfte die nöthigen Frühjahr-, Sommer-, Herbst- und Winterhüte nebst Zubehör zu schaffen. Als guter Mann muß er außerdem seine Frau gegen die Zungen böser Nachbarinnen schützen; und wenn er den Namen eines „guten Mannes“ mit Recht führen will, sich in einem fortwährenden Faustkampf mit den Feinden und Neidern seiner Frau befinden. Die Beulen und blauen Flecke, welche er dabei erhält, wird seine Frau als gerechte Schickung des Himmels für seine etwaige Unfolgsamkeit betrachten und bei solchen Gelegenheiten von ihrem Hauptprincip, daß er nie seinen Willen haben darf, absehen.

Die höchste Stufe der Vollkommenheit erlangt der Ehemann, wenn er sich in eine Lebensversicherung einkauft, welche seiner Wittwe nach seinem Tode eine größere oder kleinere Summe auszahlt, die er dadurch erlangt, daß er die Prämie nicht etwa an den Hüten und Kleidern seiner Frau, sondern an sich selbst abspart.

Die Eheselaven werden in verschiedene Classen eingetheilt. — Die erste Classe, unter den Mandarinen und dergleichen zu finden, ist die der Pantoffelritter. Sie wissen ihre Sclaverei so ziemlich zu verbergen und tragen dieselbe meist zu Haus. Man nennt sie auch oft Pantoffelhelden, besonders wenn sie zu den Eisenselavenvögten gehören.

Die zweite Classe bilden die Kreuzträger. Diese sind auch noch meist unter den höheren Ständen zu finden. Sie tragen ihr Ehekreuz mit stiller Ergebung und singen, wenn sie sich unbeachtet wissen, das Lied:

„Ein Kreuz, ein Leid, ein böses Weib
Hat mir der Herr gegeben;
Nimm 's Kreuz von mir und 's Weib zu Dir,
Dann kann ich ruhig leben." — —

Nach ihnen kommen die Hörnerträger, meistens alte Männer mit jungen Weibern. Aber auch Jugend schützt vor Hörnern nicht; und setzen den alten Eheselaven die jungen Männer Hörner auf, so werden junge Männer gar oft von alten Junggesellen damit versehen. — Die Hörnerträger findet man unter allen Ständen.

Die letzte Classe bilden die gemeinen Ehekrüppel, zu welchen der größte Theil der Eheselaven gehört, die durch Sorge und Noth krumm und kahl geworden sind und als eheliche Vogelscheuchen herumlaufen. — Die armen Teufel bieten einen trübseligen Anblick und sind in der Regel vom Schicksal auch noch mit einem Häuflein Kinder gestraft, die sie bei lebendigem Leibe aufzehren,

denn es giebt hier nicht, wie in China, Jungen- und Mädchenteiche, worin arme Teufel die überzähligen Kinder ersäufen dürfen. Hier muß jedes Kind groß gezogen werden, weil es dann — Steuern zahlt, oder als Eisensclave gebraucht wird. Die Ehekrüppel sind deshalb die vorzüglichsten Lieferanten für die Eisensclaverei, d. h., für die gemeine Menge der Eisensclaven, denn die Vögte derselben stammen stets mehr von den Hörnerträgern und Pantoffelrittern ab.

Man sieht hieraus, daß die Ehesclaven das Fundament der Eisensclaven bilden! — —

VIII.

Der gemeine Haus- und Küchensclave.

Wenn wir mit dem männlichen Haus- und Küchensclaven beginnen, so müssen wir als höchste Gattung derselben den Kammerdiener und Koch anführen.

Der Kammerdiener verdient oft nicht den Namen eines Sclaven, weil er meistens der Herr seines Herrn ist. — Der Weg zu einem Minister oder großen Mann geht fast immer über den Leichnam, oder wenigstens die Hand seines Kammerdieners. Dieser kennt alle Schwächen und Geheimnisse des Gebieters, übt unmittelbare Einwirkung auf ihn aus und ist dadurch der wichtigste aller Hausclaven. Wer ihn übergeht, der thäte besser, er gäbe dem Gebieter einen Stoß vor den Magen, was er dann als ein Versehen entschuldigen könnte, während die Nichtbeachtung des Kammerdieners von diesem niemals entschuldigt wird.

Dieser Hausclave kleidet sich feiner, als sein Herr, ist nicht so höflich, als dieser und trägt die Nase noch einmal so hoch. An diesen Eigenschaften kann man ihn sogleich erkennen, wenn man ihn mit seinem Herrn zusammen sieht.

Der nächstwichtige Hausclave, welcher aber nur einen mittelbaren Einfluß ausübt, ist der Koch. Dieser kann von seinem Laboratorium aus sehr gut auf die gute oder schlechte Laune seines Ge-

bieters einwirken und gewissermaßen die Pläne vergiften, denen er nicht gewogen ist. Eine Sache, gegen die er stimmt, verdirbt er durch ein schlechtes Frühstück oder Mittagsessen. Er macht seinen Gebieter durstig, im Fall ihn Jemand zum Trinken verleiten möchte, oder er verdirbt ihm auf einige Tage den Magen, wenn diplomatische Verhältnisse einen verdorbenen Magen nöthig machen. — Der Koch ist deshalb ein höchst wichtiger Hausscave und wird von manchem noch über den Kammerdiener gestellt.

Es giebt natürlich eine ganze Stufenleiter von Köchen. — Der Hofkoch, welcher für den Sohn der Sonne und Bruder des Mondes kocht, nimmt die Stelle eines Ministers ein, während der Koch, welcher für die Eisensclaven Linsen und Graupen kocht, zu den gemeinsten Sclaven gehört.

Man darf nicht glauben, daß der Hofkoch etwa mit einer Schürze in der Küche steht und in den Töpfen umherrührt. Er dirigirt über eine Schaar Unterköche, Gehilfen und Küchenjungen von seinem Fauteuil aus, in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, mit allen Orden geziert, wie ein General die Schlacht von dem eine Stunde entfernten Berge, ohne sich mit Fett und Kohlen zu befassen, gerade wie der General sich nicht gern mit Säbelhieben und Flintenkugeln befaßt; die Sachen sind zu gemein für ihn.

Der Hofkoch speist mit dem König aus einer Schüssel, um zu probiren, ob das Essen der hohen Gnade würdig ist, in den allergroßmächtigsten und allergnädigsten Magen zu gelangen. — Er trinkt mit der Majestät aus einer Flasche und einem Glas, um zu prüfen, ob der Wein den allerhöchsten Beifall haben wird und das Glas sich gut in die allerhöchsten Lippen schmiegt. — Der Hofkoch speist stets das Beste von Gold und Silber und läßt seine Freunde dies auch thun, weshalb er ein gesuchter Mann ist und von den Wohlschmeckern göttlich verehrt wird. Künstler und Dichter suchen

ihn gern in seinem Atelier auf, verspeisen, wenn sie arme Schlucker sind, dort die Brocken von der königlichen Tafel, streichen sich dann den Bauch und sagen: „Wir haben heute bei Hofe gespeist". — Wer einen Hofkoch zum Freunde hat, der besitzt das wahre „Tischchen deck' dich" ohne alle Hexerei und kann Alles, vom indianischen Vogelnest bis zum Schnepfendreck, und vom Johannisberger Goldlack bis zum Loschwitzer Ausbruch (oder vielmehr Einbruch), kosten, ohne dafür zu bezahlen. — Der Hofkoch ist der glücklichste aller Sclaven und würde um keinen Preis mit dem Cultusminister tauschen, welcher der Koch für die geistige Speise des Landes ist. Er hat viel weniger Mühe und Arbeit, als dieser, denn er braucht nur etwas mehr oder weniger alten Sauerteig unter seine Speisen zu mischen, je nachdem der Geschmack bei Hofe ist.

Eine Abart des Hofkoches ist der Koch des hohen Adels, dem der Koch des Geldadels folgt, welcher oft viele Mühe hat, um Alles „kosher" herzustellen. Da der Geldadel meist aus Egypten stammt und mosaischen Glaubens ist, so braucht der Koch hier doppeltes Handwerkszeug. Er muß Messer für Milch, und dann extra Messer für Fleisch und Blut haben; ebenso verschiedene Töpfe und Teller und verschiedene Feuer, weshalb die mosaischen Bankiers meist zwei Köche halten, einen Milch- und einen Blutkoch.

Nach dieser Classe, welche noch viel Einfluß auf ihre Gebieter ausübt, kommt der Hotelkoch, der zwar gut bezahlt wird, aber bereits zu den niederen Hausscläven gehört, denn er hat auf seinen Gebieter nur den Einfluß, daß er ihm durch das Versalzen der Speisen oder durch schlechte Saucen die Gäste vertreiben kann. Er muß aber trotz seiner geringeren Stellung noch mehr Talent entwickeln und mehr Chemie verstehen, als der Hofkoch, weil er oft aus Katzen Hasen, und aus Kaninchen Rebhühner, aus Hühnern Fasanen und aus Kalbfleisch Lachsforelle machen muß. Kann er

noch aus Schweinshirn Gänseleberpasteten, und aus Wurst und Salat Schnepfendreck bereiten, so ist er ein gesuchter Mann und wird gut bezahlt.

Den letzten Platz unter den Köchen, die für das allgemeine Beste arbeiten, nimmt der Garkoch ein, welcher sein eigener Sclave und Gebieter ist, und, wie der Hotelkoch, die Kunst treibt, aus Pferdefleisch Rinderbraten, und aus Katzen und Hunden alles Mögliche zu machen, in welchem Fach bisher in Paris Außerordentliches geleistet wurde.

Die weibliche Küchensclavin, die nun folgt, ist in bedeutend größerer Anzahl vorhanden, als der männliche Sclave.

Den ersten Rang dieser Sclavinnen nimmt die Wirthschafterin ein. Diese ist meist bei Wittwern und alten Junggesellen angestellt und führt in der Regel die Herrschaft nicht nur in der Küche allein. Ist die Wirthschafterin jung und hübsch, so macht sie ihren Herrn bald zu ihrem Sclaven und es sind schon Fälle vorgekommen, wo sie ihm sogar den Hausschlüssel weggenommen und verboten hat, Abends nach zehn Uhr nach Haus zu kommen, was in diesem Lande als Zustand der höchsten Sclaverei betrachtet wird.

Auf einer Stufe mit der Wirthschafterin steht die Pfarrköchin. — Es giebt nämlich im Lande der großen, freien und herrlichen Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe zweierlei Arten von Bonzen oder Pfarrern, Unfehlbare und Fehlbare. — Die Fehlbaren dürfen heirathen und können sich dann gewöhnliche Küchensclavinnen halten. Die Unfehlbaren dürfen aber nicht heirathen und können sich deshalb nur Köchinnen halten, welche die Pflichten der Hausfrauen ausüben. Man würde ihnen dies kaum erlauben, wenn nicht das Seelenheil der frommen Laien darunter leiden könnte, im Fall sich der Pfarrer die Küche selbst besorgen müßte, was dann

seine meiste Zeit in Anspruch nehmen dürfte, da die Unfehlbaren eine sehr gute, complicirte Tafel lieben.

Die Pfarrköchin muß deshalb die Kochkunst fast ebensogut verstehen, wie ein Hofkoch und dabei noch viele andere weibliche Künste. Sie ist die unfehlbare Wirthschafterin, nur darf sie nicht versuchen, den Pfarrer unter den Pantoffel zu bringen, weil er schon unter dem Pantoffel des unfehlbaren Oberbonzen steht und dann doppelt geplagt wäre. —

Die gemeine Küchensclavin findet sich in großen Massen und ist besonders an Orten, wo sich Eisensclaven aufhalten, zahlreich vertreten. Sie hat für den Eisensclaven eine besondere Zuneigung und wenn ihr Herr das Geld zur Erhaltung desselben gezwungen hergiebt, so versorgt sie ihn extra aus der Speisekammer der Herrschaft mit allerlei guten Sachen, was indeß nur im Geheimen geschieht. Denn die Küchensclavin liebt es nicht, mit ihrem Patriotismus zu prahlen und legt ihre Neigung zu der bewaffneten Macht nur dadurch an den Tag, daß sie mit derselben an Festtagen die heiligen Tänze in den Tempeln der Terpsichore ausführt, wobei sie noch Opfer an Getränken und vielen anderen Sachen bringt.

Die Küchensclavinnen werden eigentlich zur Hilfe und Bequemlichkeit der Hausfrauen gehalten; uneigentlich aber und größtentheils sind sie nur zum Aerger derselben vorhanden.

Da man in diesem Lande den Tag mit Kaffeetrinken beginnt und mit Biertrinken beschließt, so geht der Aerger der Hausfrau beim Kaffee los, denn die Küchensclavin versorgt sich mit dem ersten starken Aufguß und servirt der Herrschaft die nachfolgende dünne Brühe. Dasselbe geschieht dann Mittags mit der Suppe, da die kräftigste Bouillon theils zur Probe in den Magen der Köchin, theils zum Heil des Vaterlandes in den des Eisensclaven wandert, der nebst dem besten Stück Braten Abends auch die Hälfte des

Bieres heimlich zu sich nimmt und durch directe Entziehung des Nahrungsstoffes und daraus entstehenden Aerger der Gebieterin die Leibesfülle und das Leben verkürzt. Außerdem sorgt die Küchensclavin noch durch Versalzen und Anbrennen der Speisen, durch das Verschwinden von Oel, Butter, Kohlen, Seife und sonstiger Artikel, womit sie Verwandte unterstützt, durch Rechnungsfehler beim Einkauf und zeitraubende Marktconversationen für kleinere und größere Extraärger.

Macht die Sclavin der Frau solcher Art durch Widerspenstigkeit und Unaufmerksamkeit großen Verdruß, so wird der Aerger noch größer, wenn sie zu aufmerksam und freundlich gegen ihren Herrn ist, im Fall sie ein hübsches Gesichtchen, eine feine Taille und kleinen Fuß besitzt, welcher Sachen sich die Gebieterinnen nicht immer erfreuen. Kurz, die Frauen dieses Landes sind vollständig davon überzeugt, daß die Hausscavinnen nur zu ihrem Aerger existiren, sie mögen nun alt und häßlich, oder jung und hübsch sein.

Die Gelehrten haben die Haus- und Küchensclavinnen in verschiedene Classen einzutheilen versucht, von denen wir einige anführen wollen. Da in diesem Lande jedoch die Verhältnisse keinen Bestand gewinnen und die Rassen fortwährend ausarten, so wird eine Classification nicht eher möglich sein, als bis diese Nation den festen Standpunkt unseres chinesischen Volkes gewonnen hat, wozu sie auf dem besten Wege ist und was ihr die Ausbildung der Eisensclaverei ungemein erleichtern wird.

Die junge Wirthschafterin rechnen einige unter die Canarienvögel oder Papageien, während die alten als Salamander oder Kehreulen, auch Hausunken angeführt sind.

Der Gardinenfalter ist stets jung und hübsch und lebt in den Putzstuben, die er in Ordnung hält. Er wird sonderbarer Weise auch „Jungfer" genannt, was vielleicht von Seejungfer

Küchensclave.

oder Libelle herkommt, ein Insect, welches mit gardinenartigen Flügeln umherflattert. In der Küche macht sich der Gardinenfalter so wenig als möglich zu schaffen.

Hier ist der Küchentrampel, Küchendragoner, oder Besen zu finden, als dessen Abarten das Kameel oder Trampelthier, welches Victualienlasten auf dem Rücken nach Haus, und Holz und Kohlen aus dem Keller schleppt, und die Wasserente oder Wasserratte, welche im Hause umherscheuert, zu betrachten sind.

Die unterste Classe bildet der Mistpardel. Er dient als Stallsclavin meist auf dem Lande, und ist in Kuh- und Gänseställen zu finden.

Die männlichen Hausclaven sind schon früher bei den verschiedenen Arten als Diener, Hausknechte und dergleichen erwähnt worden. Der Hausknecht ist der verbreitetste, welcher aber auch am meisten ausartet und nicht selten die höchsten Stufen der Silberclaven erreicht. Wie wir schon früher erwähnten, hat diese Species sehr oft das Glück, Mil—li—on—är zu werden, wonach er mit den Mandarinen von wenig Knöpfen an einer Tafel sitzen darf.

IX.

Die Modesclaven.

Nachdem wir so ziemlich alle Sclavenrassen der großen, herrlichen und freien Nation der gelehrten und philosophischen Zöpfe betrachtet und dabei die überraschende Entdeckung gemacht haben, daß die Sclaverei nirgends in der Welt so ausgebreitet, systematisch und vollständig gefunden werden kann, als hier, müssen wir noch eine Sclavenart erwähnen, die höchst komisch und in China gänzlich unbekannt ist. — Es sind dies die Modesclaven.

Was Mode ist, läßt sich einem Chinesen, der sein Land nie verließ und die Tollheiten der Barbaren nicht selbst gesehen hat, unmöglich erklären, man müßte den Begriff von Mode dann etwa so zusammenfassen, daß es das Bestreben ist, sich durch neue, ungewöhnliche und unsinnige Kleidungsstücke, so lächerlich als möglich zu machen. — Dies wäre unsere Definition des Begriffes von Mode.

Einen Chinesen, der die ehrwürdige tausendjährige Kleiderordnung seines Landes als etwas Heiliges betrachtet, welches außerdem noch den praktischen Nutzen hat, Jedermann sofort nach seinem Stande zu erkennen und behandeln zu können, muß die Unbeständigkeit der Trachten dieser Barbaren gänzlich verwirren. — Wir selbst haben in dem kurzen Zeitraum unseres Aufenthaltes in Europa

solche erschreckliche und unsinnige Veränderungen der Kleider erlebt, daß wir glaubten, die ganze Nation sei verrückt geworden.

Wir wollen nur jenes Kleidungsstück erwähnen, welches wir schon früher, als besonders den Tinteslaven zukömmlich anführten und welches den wissenschaftlichen Namen „Frack" führt, in der Volkssprache aber noch vielfache Bezeichnungen, wie Schwalbenschwanz, Klinke, Bratenwender, Nagelhammer, Gevatterjacke, Quadrillenschwenker und dergleichen hat, ein Kleidungsstück, welches ohne Bild einem Chinesen gar nicht begreiflich gemacht werden kann. Von diesem furchtbaren schwarzen Ding, welches mit seinen zwei Schwänzen an unsere schrecklichen Drachen erinnert, haben wir wenigstens zwanzig Exemplare gesehen, die nacheinander in den letzten fünfzig Jahren Mode waren und die Unbeständigkeit dieser Barbaren recht deutlich zeigten.

Die älteste Art, welche den schönen und poetischen Namen Schwalbenschwanz führte, hatte noch etwas Würdiges durch den hohen Kragen, unter dem sogleich die zwei Knöpfe der Taille nahe bei einander standen und einen, wie die Augen eines Thieres, anblickten, dessen zwei Schwänze sich gleich unter den Augen spalteten. Diese Schwänze hingen lang und spitz bis zu den Füßen des Trägers herab und ringelten sich beim Gehen in anmuthigen Windungen, wie die Schwänze des gelben Drachen beim großen Laternenfest.

Welche unheilige Veränderungen hat nun die Mode in einem kurzen Zeitraum an diesem Kleidungsstück bewirkt! Der würdige hohe Kragen ist zu einem schmalen Streifen geschmolzen. Die Knöpfe der Taille sitzen unten bei den Beinen weit auseinander und schauen, groß wie Theetassen, gleich den Augen des fabelhaften Ungeheuers Kat—tseh. Die anmuthigen Schwänze sind in kurze plumpe Flossen verwandelt und die leichtsinnigen Barbaren würden

Jeden verlachen, der es wagte, sich im Festgewande seines Groß-vaters sehen zu lassen. Ebenso geht es mit den Hüten, die bald oben weit ausgebogen, wie die Dächer unserer Tempel, bald röhren-artig, wie ein abgeschnittener Bambus, getragen werden. Die Ehrenzeichen der Knöpfe findet man gar nicht an den Hüten und

Mützen dieses Volkes. Es existirt zwar eine Verehrung und Rangordnung nach „Knöpfen," wir haben aber nie herausbekommen können, welcher Art diese „Knöpfe" waren und hörten immer nur von einem Mann mit großer Ehrfurcht sagen: „Er hat Knöpfe oder Knöppe." — —

Ob die Modesclaven vielleicht gewissen Secten angehören und sich nach deren Gesetzen kleiden, konnten wir nicht erfahren. Wir beobachteten nur, daß conservative, streng orthodoxe Leute, wie Cultusmandarinen oder Oberbonzen, stets an dem alten Frack festhielten. So wird der Cultusmandarin, welcher einst das fromme Lied: „G'rad aus dem Tempel komm ich heraus" gedichtet hat, noch in demselben Frack gesehen, in dem er damals aus dem Tempel kam, weshalb man ihn im ganzen Lande als Heiligen verehrt. Solche fromme Männer sind aber leider in diesem Lande selten und wenn der Sohn der Sonne und Bruder des Mondes nicht sein besonderes Wohlgefallen an ihnen fände, weil sie den Verstand des Volkes immer in gleicher Höhe halten, so wären sie vielleicht längst ausgestorben.

Die jungen unheiligen Männer werden dagegen von der Mode in der tiefsten Sclaverei gehalten und würden eher Hunger und Durst leiden, als mit einer weiten Hose ausgehen, wenn ein enge Mode ist. Sie würden eher in den Strümpfen laufen, als spitze Stiefeln tragen, wenn breite Mode sind und sich lieber einen Strick um den Hals legen lassen, als eine dicke Cravate tragen, wenn die Mode eine dünne vorschreibt.

Am meisten beherrscht die Mode jedoch die weiblichen Sclavinnen, die ihre Männer und Väter durch die fortwährende Verwandlung ihrer Trachten in Verzweiflung bringen.

Diese barbarischen Weiber haben gar keine Aehnlichkeit mit den Chinesinnen. Man sieht bei ihnen weder die geschlitzten Mondaugen,

noch die rosigen, langen Nägel mit den seidenen Futteralen, statt welcher sie lederne Hülsen über die Hände ziehen. Von den herrlichen kleinen Füßen der Chinesinnen haben wir keine Spur entdeckt, denn wenn die Mode einen Luftballon aus einer Dame macht, erblickt man gar keine Füße, weil dann viele Ellen Stoff am Boden nachgeschleppt werden müssen. Verlangt aber die Mode, daß die Weiber wie die Bambusstöcke umherlaufen, auf die man hinten einen Krautstrunk gebunden hat, dann sieht man meist als Füße ein paar Stangen, die in Kähnen stecken. Die kleinsten Füße aber, worüber die Barbaren in Entzücken gerathen, sind Gänselatschen gegen die Füße unserer Chinesinnen.

Die Modesclavin ist ein Theil des Eheselaven und zwar der bessere, wie man in diesem Lande sagt. Was der Eheselave nicht für die Eisensclaven hergiebt, das nimmt ihm seine Modesclavin ab. — Wenn ein Chinese sieht, wie diese barbarischen Weiber sich jährlich vier Mal kostumiren, wie sie Frühjahr-, Sommer-, Herbst- und Winterhüte, Mantillen, Mäntel und Kleider anschaffen, und dies Alles in verschiedenen Stoffen und Farben haben wollen, dann wird einem ehrlichen Chinesen der Zopf vor Schreck kerzengerade auf dem Kopfe in die Höhe steigen und er wird dem Gott Fo ein Opfer von hundert Rattenschwänzen für die Gnade bringen, daß er ihn nicht unter jenes Sclavenvolk der rothhaarigen Barbaren in die Welt geschleudert, sondern in das Reich der Mitte gesetzt hat, von wo aus die Vernunft auch endlich bis zu den Barbaren dringen wird, deren Naturgeschichte wir oben zum Theil entworfen haben.

Gott erleuchte die Barbaren und erlöse sie von der Sclaverei des Eisens, Silbers und der Tinte! —

Ende.

Nachwort des Uebersetzers.

Es war eine äußerst schwierige Arbeit, dieses Werk aus dem Chinesischen in das Deutsche zu übersetzen und ich war oft daran, die ganze Sache aufzugeben, da der chinesische Autor manchmal Bemerkungen und Beschreibungen über uns brachte, die mir fast nicht chinesisch erscheinen wollten und dem guten Mann in seiner Unschuld bei uns einen Preßprozeß an den Hals gezogen hätten, der größer als sein Zopf gewesen wäre. Ich mußte diese Stellen theilweis ganz unübersetzt lassen, theilweis ändern, denn der gute Chinese konnte allerdings nicht wissen, daß bei einem deutschen Schriftsteller dieser Mühler-Eulenburgischen Periode die Hauptsache darin besteht, nicht zu sagen, was eine Sache ist. Ich mußte um die Uebersetzung herumgehen, wie mein Papagei um die heiße Suppe, um mir den Schnabel nicht zu verbrennen.

Es traf aber diese Arbeit noch ein anderer Schlag, welcher das ganze Werk für unsere Zeit unbrauchbar zu machen drohte und sie auf einen überwundenen Standpunkt zu bringen schien. Dies war der Ausbruch und Erfolg des Krieges von 1870, der gleich das erste Kapitel von der Eisensclaverei als vorsündfluthlich und viele andere Zustände als gar nicht mehr bestehend erklären konnte. Ich ließ die Arbeit liegen, bis ich einsah, daß meine Befürchtungen umsonst waren. Gott sei Dank, es ist Alles beim Alten geblieben. Die Eisensclaverei ist zum Heil des Vaterlandes gesichert. — Das Werk des Chinesen ist nach diesem Kriege ebenso zeitgemäß, als vor demselben. —

Es ist sehr zu bedauern, daß unser Autor die jetzigen Verhältnisse in Europa nicht beobachten kann. — Was würde er zu den neuen Actienunternehmungen der Silbersclaven, was zu Dr. Strousberg, dem Millionenannecteur, sagen? Wie würde er über Projecte staunen, die aus alten Lumpen neue Seide, aus Bindfadenenden Stricke machen wollen, und dazu blos zwei Millionen brauchen, welche gläubige Actionäre hergeben, um dann dafür als Tantième — Stricke zu erhalten, an die sie sich hängen können, wenn sie sehen, daß Hersch, Aaron, Wolf und Strauß, oder das „Consortium.“ wie man es nennt, ihr Geld in der Tasche haben und in glänzenden Equipagen fahren.

Was würde er dazu sagen, daß sich der deutsche Michel von der französischen Modesclaverei losgerissen und schon einen deutschen Musterhut erfunden hat, welcher den Beifall jedes Chinesen erringen wird. Was müßte ihn endlich für Erstaunen beim Anblick des deutschen Kaisermantels fassen, den die deutsche Schneiderakademie componirte und der so vollständig im Styl des Reiches der Mitte gearbeitet ist, daß ihn der Hofschneider in Peking nicht schöner liefern könnte! — Der deutsche Kaiser will ihn leider nicht anziehen, was den chinesischen Diplomaten ein Fingerzeig sein dürfte, daß der chinesische Einfluß noch nicht so stark ist, wie es verschiedene unserer Mandarinen und Bonzen wünschen.

Wir schließen diese Zeilen deshalb mit dem frohen Bewußtsein, daß unser Werk noch lange Jahre zeitgemäß sein und nicht veralten wird.

Dresden, im Juni 1871.

Carl Reinhardt.

Verzeichniß der hauptsächlichsten Sclavenarten.

Seite

I. Der Eisensclave und seine Abarten 5
II. Die Silbersclaven 40
III. Die Tintesclaven 85
IV. Die Lehrsclaven 110
V. Die Kunstsclaven 124
VI. Die Kneipsclaven 151
VII. Die Ehesclaven 163
VIII. Der gemeine Haus- und Küchensclave 173
IX. Die Modesclaven 181